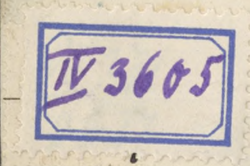
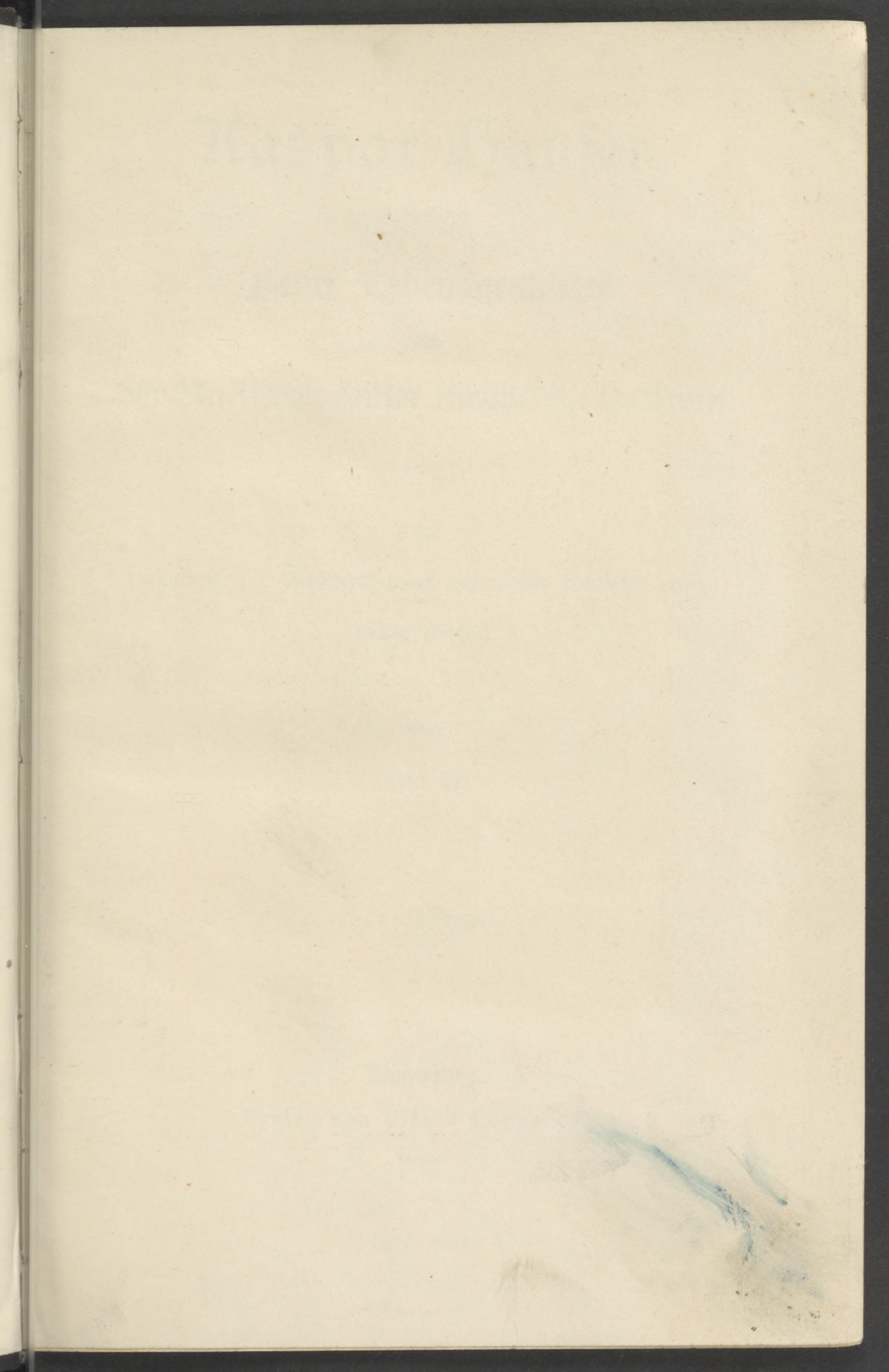
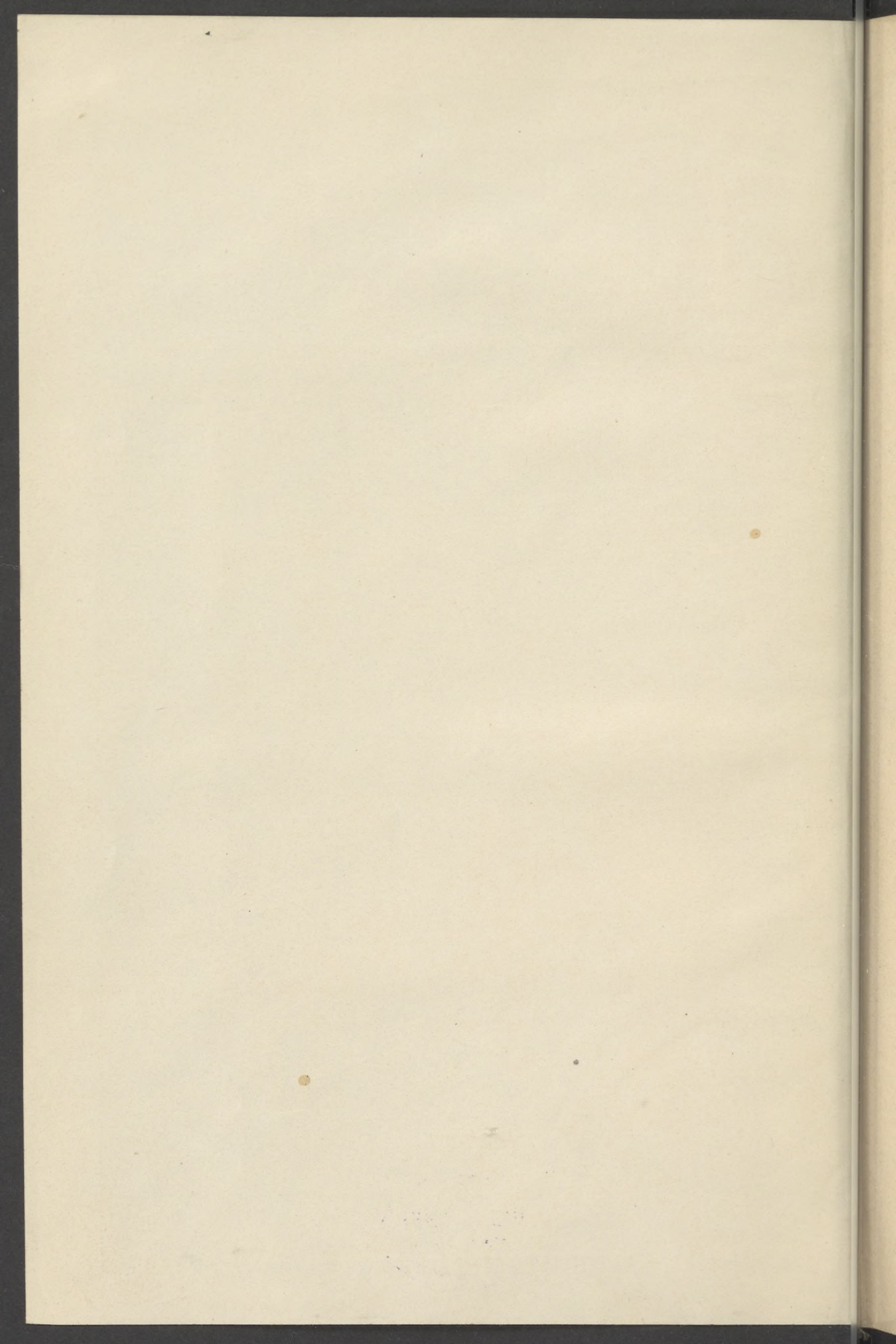

Bill Bismarck
In trinitate robur


IV 3605





Kaspar Hauser.

Seine Lebensgeschichte
und
der Nachweis seiner fürstlichen Herkunft.

Aus
nunmehr zur Veröffentlichung bestimmten Papieren einer
hohen Person.

Von

. . . . von K . . . .



Regensburg.
Verlag von Alfred Coppenrath
1883.




BIBLIOTEKA
W TORUNIU
UNIWERSYTECKA

Wenn wir es unternehmen, in dieser Lebensskizze einer geheimnißvollen Existenz näher nachzuspüren, so beseelt uns, ferne von unbescheidener Neugierde oder einer Nebenabsicht, nur das Gefühl, historischer Wahrheit gerecht zu werden, das Mitleid für ein unverschuldet verfehltes Dasein auf's Neue zu wecken, sowie die Ehre und das Andenken des vielverleumdeten „Nürnberger Findlings" zu retten.

Die in trauriger Einförmigkeit verflossenen Tage eines Jünglings, das Geheimniß seiner Geburt, seine seltsamen Schicksale, wie sein gewaltsamer Tod waren es, welche Jahre hindurch die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich zogen, viele Federn in Bewegung setzten und zuletzt Gegenstand leidenschaftlicher Erörterungen wurden.

Die Einen wollten in Kaspar Hauser das bedauerungswürdige Opfer dunkler Tücke sehen, während Andere in ihm nur einen verschmitzten Betrüger oder ein willenloses Werkzeug verborgener Pläne zu erkennen wähnten.

Solch' verworrene Fäden zu entwirren, ein bisher nicht aufgeklärtes Verbrechen zu ergründen, die Schuldigen an das Licht der

Oeffentlichkeit zu ziehen, dies ist zunächst der Zweck dieser Schrift. Sie zerfällt in zwei Hauptabtheilungen.

In der Ersten wird Hausers Lebensgang vom ersten Auftreten in Nürnberg bis zu dem an ihm versuchten Morde geschildert, seine frühere Leidensgeschichte nach dessen eigenen Aussagen erzählt und an diese Forschungen schließen sich die von verschiedenen Seiten angestellten physiologischen wie psychologischen Beobachtungen über diese seltsame Erscheinung an und behandelt dann die weitere Lebensperiode Hausers bis zu seinem frühen Ende.

In dem zweiten Theile folgen die Bemerkungen, Vermuthungen, Beweise und Schlüsse, welche sich aus diesem räthselhaften Gegenstand ergeben haben.

I.

Es ist in der Stadt Nürnberg altherkömmlich, daß der Pfingstmontag allgemein zu Ausflügen, früher namentlich nach Erlangen, jetzt auch nach weitergelegenen Orten, benützt wird, so daß an jenem Tage die Stadt wie ausgestorben ist.

An einem solchen Pfingstmontag nun und zwar am 26. Mai 1828 Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr, begegnete einem Nürnberger Bürger, dem Schuhmacher Georg Leonhardt Weichmann, am Eingange der Kreuzgaße, bei dem sogenannten Unschlittplatze ein junger Mensch dem Anscheine nach 16—18 Jahre alt, welcher in Bauernkleidern, einem Betrunkenen gleich, dahin wankte und weder gehörig aufrecht stehen, noch sich ohne Mühe vorwärts bewegen zu können schien.

Der Bürger nahte sich dem jungen Fremdlinge, der ihm einen Brief mit den Worten entgegenhielt „hinweisen wo Brief hingehört."

Der Brief führte die Aufschrift:

An Tit. Hern Wohlgeborner Rittmeister bei der 4. Esgataron bei 6 Schwolische Regiment in Nürnberg.

Weichmann, der gerade zum neuen Thor gehen wollte, nahm den jungen Menschen mit, um sich dort bei dem Wachposten nach der Wohnung des Rittmeisters zu erkundigen. Unentschieden ist es bis jetzt geblieben, ob jener Bürger nur zufällig dem fremden Knaben auf der Straße begegnete oder ob er von dessen Ankunft schon früher unterrichtet war.

Die Wohnung des Rittmeisters der 4. Escadron, welcher sich „von Wessenich" nannte, lag unferne, im Hause zum schwarzen Kreuze.

Daselbst angelangt, zog der Bürger die Thürglocke und gieng weiter.

Dem öffnenden Bedienten des Rittmeisters trat der Fremdling, den Hut auf dem Kopfe, den Brief in der Hand mit den in altbayerischem Dialekte gesprochenen Worten entgegen: „ä söchene Reiter möcht' ih wäh'n, wie mei Vottä gwähn is."

Auf die von dem Bedienten an ihn gestellten Fragen, die der Bursche nicht einmal zu verstehen schien, wiederholte er immer nur die obigen Worte.

In Abwesenheit des Rittmeisters wurde der Brief der Frau desselben gebracht und diese befahl, dem Knaben, welcher sehr ermüdet schien, Fleisch, Bier und Milchbrod zu reichen; doch der junge Mensch wies Alles von sich und deutete weinend, unter dem Ausdrucke heftiger Schmerzen, auf die gleichsam unter ihm brechenden Füße. Endlich versuchte er von dem Fleische zu kosten, doch gleich den ersten Bissen gab er unter Zuckungen des Eckels wieder von sich; ebenso gieng es mit dem Bier, das man ihm reichte; dagegen verzehrte er ein Stück schwarzes Brod mit wahrem Heißhunger und Wasser trank er mit sichtlicher Freude.

Vergebliche Mühe war es jedoch, etwas Näheres von ihm über seine Ankunft in Nürnberg zu erfahren; er schien zu hören, ohne zu verstehen, zu sehen, ohne zu beobachten, sich mit den Füßen zu bewegen, ohne deren Gebrauch zu kennen. Seine Sprache bestand in unverständlichen Tönen, außer den häufig wiederkehrenden Worten „Reiter wäh'n rc."; auch brach er häufig in Thränen und Schmerzenslaute aus.

Bis zur Nachhausekunft des Rittmeisters führte man den Findling, welchen man für einen Wilden hielt, in den Pferdestall, wo er sich auf's Stroh legte und alsbald in Schlaf versank.

Endlich kam der Rittmeister von seinem ländlichen Ausfluge zurück, auf welchem ihn ein Bekannter, der auf der Polizei angestellt war, begleitet hatte und gerade im Begriffe war, ihn zu verlassen, als der Bediente seinem Herrn den sonderbaren Besuch meldete.

Herr von Wessenich hielt deßhalb seinen Freund noch zurück und gieng mit ihm in den Stall, den schlafenden Jungen zu sehen.

Der Brief wurde dem Rittmeister von seiner Frau mit den Worten übergeben „Unsere Familie hat sich um ein Mitglied vermehrt," welche Aeußerung den Rittmeister nicht wenig aufbrachte; Herr von

Wessenich gieng nun in den Stall zurück, wo der junge Unbekannte inzwischen aufgeweckt worden und aufgestanden war.

Der Anblick der schönen Uniform und des glänzenden Säbels machten den armen Findling ganz betäubt, auf alle Fragen des Rittmeisters murmelte er jedoch nur immer wieder die, wie es schien, papageimäßig eingelernten Worte: „im großen Dorf — mei Vater — Roß hoam — Brief hinhört rc.“

Der Rittmeister wurde ungeduldig, weil er den Jungen nicht verstand und bemerkte dem Polizeiofficianten, es müße hier Betrug im Spiele sein, er kenne den Burschen nicht rc. — die Sache gehe die Polizei an.

„Nimm den Jungen mit dem Brief und laße ihn dahin führen,“ sagte schließlich der Rittmeister, was der Polizist dann auch durch einen herbeigeholten Polizeisoldaten vollführen ließ.

Gegen 8 Uhr Abends war der Weg zur Polizei — für den Zustand des jungen Menschen ein Marterweg — zurückgelegt.

Die Polizeimänner wußten nicht, ob sie ihn für einen Blöd- oder Wahnsinnigen oder für einen Halbwilden halten sollten; auch die Vermuthung tauchte auf, daß in diesem Buben ein feiner Betrüger stecken könne. Die letztere Meinung bildete sich namentlich, wiewohl sie gleich wieder als unhaltbar aufgegeben wurde, durch folgenden Umstand:

Man kam nämlich auf den Einfall zu versuchen, ob der Mensch vielleicht schreiben könne, gab ihm eine Feder mit Tinte, legte einen Bogen Papier vor ihn hin und forderte ihn auf zu schreiben.

Er schien darüber Freude zu zeigen, nahm die Feder, nichts weniger als ungeschickt, zwischen seine Finger und schrieb zu aller Anwesenden Erstaunen in festen leserlichen Zügen den Namen:

Kaspar Hauser.

Er wurde jetzt weiter aufgefordert, auch den Namen des Ortes beizusetzen, von welchem er herkomme, aber er that hierauf nichts, als daß er wieder sein „Reiter wäh'n“ rc. — „hoam weissa“ — und „Roß hoam“ hervorstöhnte, was bald klar machte, daß, wie diese Worte seinen ganzen papageimäßig eingelernten Wortvorrath bildeten, so diese Namensschrift Alles war, was er schreiben gelernt hatte.

Fleisch und Bier, das man ihm auf der Polizei reichte, wies

er ebenso wie er es bei dem Rittmeister gethan hatte, zurück; Wasser und Brod dagegen nahm er hastig zu sich. Als man ihm Spielsachen und namentlich ein hölzernes Pferd gab, war sein Benehmen das eines kaum 3jährigen Kindes in einem Jünglingskörper.

Da vorderhand nichts weiter mit dem Findlinge anzufangen war, überließ man das Uebrige der Zeit und übergab ihn dem Gefängnißwärter Hiltel mit dem Befehle ihn genau zu beobachten.

Kaspar Hauser, so werden wir ihn für die Folge nennen, trug als er nach Nürnberg kam, auf dem Kopfe einen runden mit gelber Seide gefütterten, mit rothem Leder besetzten etwas groben Filzhut von städtischer Form, in welchem das halbausgekratzte Bild der Stadt München zu sehen war.

Die Zehen seiner nackten Füße sahen aus zerrißenen, ihm nicht anpassenden, mit Hufeisen und Nägeln beschlagenen Halbstiefeln mit hohen Absätzen hervor.

Um seinen Hals war ein schwarzseidenes Halstuch geschlungen.

Ueber einem groben Hemde und einer schon ausgewaschenen rothgetupften zeugenen Weste, trug er eine grautuchene Jacke, welche aber, wie sich erst später herausstellte, der Schneider ursprünglich zu keiner Bauernjacke zugeschnitten hatte; auch die etwas feineren gleichfalls grautuchenen Pantalons, welche wie Reithosen besetzt waren, gehörten wohl ursprünglich eher einem Förster rc. als einem Bauern.

Kaspar trug ein weißes rothgegittertes Schnupftüchlein bei sich mit den rothgezeichneten Buchstaben K. H. *)

Außer einigen blau und weiß geblumten Lappen, einem deutschen Schlüßel und einem Papier mit etwas Goldsand — den wohl Niemand in Bauernhütten sucht — fand sich in seiner Tasche ein kleiner hörnerner Rosenkranz und ein ziemlicher Vorrath „geistlichen Segens," nämlich außer geschriebenen katholischen Gebeten, mehrere geistliche Druckschriften, z. B. Geistliche Schildwacht, — Kunst die verlorene Zeit und übel zugebrachte Jahre zu ersetzen rc. — einige ohne Druckort, andere mit den Druckorten Altötting, Burghausen, Salzburg und Prag.

---

*) Es wurde mit diesen Kleidungsstücken, welche in der Untersuchung äußerst wichtige Gegenstände hätten sein sollen, so gleichgiltig verfahren, daß man z. B. Hemd und Stiefel, angeblich wegen schlechter Beschaffenheit, sogleich wegwarf.

Der an den Rittmeister adressirte Brief, mit welchem in der Hand, Hauser in Nürnberg auftrat, war nach Form und Inhalt folgender:

Von der bayrischen Gränz daß Ort ist unbenannt 1828.

Hochwohlgeborner Hr Rittmeister!

Ich schücke ihnen ein Knaben der möchte seinen König getreu dienen, verlangte er, dieser Knabe ist mir gelegt worden 1812 den 7 Oktober und ich selber ein armer Taglöhner, ich habe auch selber 10 Kinder, ich habe selber genug zu thun, daß ich mich fortbringe und seine Mutter hat mir um die Erziehung daß Kind gelegt, aber ich habe sein Mutter nicht erfragen Können, jetzt habe ich auch nichts gesagt, daß mir der Knabe gelegt ist worden, auf der Landgericht.

Ich habe mir gedenkt, ich müßte ihm für mein Sohn haben, ich habe ihm Christlichen Erzogen une habe ihm Zeit 1812 Keinen Schritt weit aus den Haus gelaßen daß Kein Mensch nicht weiß da von wo Er auferzogen ist worden und Er selber weiß nichts, wie mein Hauß Heißt und daß ort weiß er auch nicht, sie derfen ihm schon fragen, er kann es aber nicht sagen, daß lessen und schreiben Habe ich ihm schon gelehrt, er kann auch mein Schrift schreiben, wie ich schreibe, und wen wir ihm fragen, was er werde, so sagte er er will Schwolische werden, was sein Vater gewessen ist, Will er auch werden, wen er Eltern häte, wie er Keine hate wer er ein gelehrter Bursche worden Sie derfen im nur was zeigen, so kan er es schon.

Ich habe im nur bis Neumark geweißt da hat er selber zu ihnen hingehen müssen, ich habe zu ihm gesagt, wenn er einmal Soldat iß, kome ich gleich und suche ihm Heim sonst hätte ich mich Von mein Hals bracht.

Bester Hr Rittmeister sie derfen ihm gar nicht tragtiren er weiß mein Orte nicht, wo ich bin, ich habe im mitten bei der Nacht fortgefürth es weiß nicht mehr zu Hauß

Ich empfehle mich gehorsamt
Ich mache mein Namen nicht
Kuntbar den ich Konte gestraft
werden,

Und er hat Kein Kreuzer geld nicht bei ihm, weil ich selber nichts habe wen Sie ihm nicht Kalten (behalten) so müssen Sie ihm abschlagen oder im Raufang aufhenggen.

Es lag diesem Briefe zugleich ein mit lateinischen Buchstaben, jedoch wahrscheinlich von derselben Hand geschriebener Zettel bei, welcher lautete:

Das Kind ist schon getauft sie heist Kasper in Schreibname missen Sie im Selber geben das Kind moechten Sie aufziehen Sein Vater ist ein Schwolische gewesen wen er 17 Jahre alt ist so schicken Sie im nach Nirnberg zu 6ten Schwolische Regiment da ist auch sein Vater gewesen, ich bitte um die Erzikung bis 17 Jahre geboren ist er im 30 Aperil 1812 im Jaher ich bin ein armes Mägdelein ich kan das Kind nicht ernehren sein Vater ist gestorben.

Das Siegel, womit der Brief roth verschlossen war, scheint ein Handwerkssiegel zu sein; beim Aufmachen des Briefes wurde es aber zu sehr verletzt, als daß man seine ursprüngliche Beschaffenheit erkennen konnte. Die darauf befindlichen Buchstaben, welche man noch für ein «G J R» oder G T R halten kann, sind ohne Zweifel, um sie unkenntlich zu machen, nach dem Einsiegeln heraus- oder abgekratzt worden. Durch Vergleichung der Handschrift des in den Brief selbst eingeschlossenen auf ein Octavblättchen geschriebenen Zettels, mit der Handschrift des Briefes, ergibt sich, wenngleich jene mit lateinischen, dieser mit deutschen Buchstaben geschrieben ist, eine große Aehnlichkeit zwischen beiden Schriftzügen.

Auch sind beide offenbar mit ein und derselben Tinte geschrieben und es geht daraus hervor, daß der Zettel nicht schon vor 16 Jahren, sondern gleichzeitig mit dem Briefe geschrieben und also erdichtet wurde. Denn wäre der Zettel 16 Jahre älter als der Brief, so würde die Tinte eine ganz andere Farbe als die im Briefe angenommen haben. Dies scheint der übrigens schlaue bösartige Betrüger vorher nicht erwogen zu haben.

Das Wasserzeichen im Papier heißt J. Reindel, unter diesem Namen bestand eine Papiermühle in Mühlhof, im königlichen Landgericht Schwabach im Rezatkreise des Königreichs Baiern. Vielleicht gibt es aber auch wo anders Papierfabrikanten dieses Namens. Kaspar Hauser war bei seinem Erscheinen in Nürnberg 4 Fuß 9 Zoll bair. Maß groß und mochte damals vielleicht in seinem 16.—17. Lebensjahre stehen. Ein ganz dünner Flaum überzog Kinn und Lippen,

die sogenannten Weisheitszähne fehlten noch und sind erst im Jahre 1831 hervorgebrochen. Seine hellbraunen sehr feinen Haare, bäuerlich zugeschnitten, kräuselten sich in kleine Locken. Sein Körperbau, untersetzt und breitschultrig, zeigte ein vollkommenes Ebenmaß ohne irgend ein sichtbares Gebrechen.

Seine Haut war sehr weiß und fein, seine Gesichtsfarbe nicht eben blühend, doch auch nicht krankhaft; seine Glieder zart gebaut, die kleinen Hände schön geformt, ebenso die Füße, welche keine Spur zeigten, daß früher ein Schuh sie beengt oder gedrückt habe.

Die Fußsohlen waren ohne Hornhaut, so weich wie das Innere einer Hand und über und über mit frischen Blutblasen bedeckt, deren Spuren noch mehrere Monate später zu sehen waren. An beiden Armen zeigten sich die Narben der Impfung; an seinem rechten Arme fiel eine noch mit frischem Schorf bedeckte Wunde auf.*)

Sein Gesicht war damals sehr gemein und wenn in Ruhe, fast ohne Ausdruck, die untern Theile desselben traten etwas vor, was ihm ein thierisches Ansehen gab. Auch der stiere Blick seiner bläulichen, übrigens sehr klaren Augen, hatte den Ausdruck thierischer Stumpfheit.**)

Seine Gesichtsbildung änderte sich nach einigen Monaten gänzlich, der Blick gewann Ausdruck und Leben, die hervorragenden untern Theile des Gesichts traten mehr zurück und die frühere Physiognomie war kaum wieder zu erkennen. Sein Weinen bestand in der ersten Zeit in einem häßlichen Verzerren des Mundes; bewegte aber irgend etwas Angenehmes sein Gemüth, so verbreitete sich über seine Miene ein liebliches Lächeln, alle Herzen gewinnende Freundlichkeit, der unwiderstehliche Reiz der Freude eines unschuldigen Kindes.

Seine Hände und Finger wußte er so gut wie gar nicht zu gebrauchen. Die Finger spreizte er steif und weit auseinander mit

*) Kaspar erzählte später, daß diese Wunde von einem Schlag mit einem Stück Holz herrühre, den ihm der Mann, „bei dem er immer gewesen", versetzt habe, weil er einmal zu viel Lärm gemacht habe.

**) Appellationsgerichtsdirektor Ritter Anselm von Feuerbach äußerte gleich Anfangs den Wunsch, es möge Kaspars Gesicht gezeichnet werden, weil es sich gewiß bald verändern werde; jener Wunsch blieb unerfüllt, die Vermuthung Feuerbachs wurde indessen bald wahr.

Ausnahme des Zeigfingers und des Daumens, deren Spitzen er gewöhnlich auf eine Weise zusammenhielt, daß sie einen Zirkel bildeten.

Wo andere Menschen nur einige Finger brauchen, bediente er sich stets der ganzen Hand.

Sein Gang, ähnlich dem eines Kindes, das am Gängelband seine ersten Versuche macht, war eine peinliche Mittelbewegung zwischen Fallen und Aufrechtstehen.

Statt beim Gehen mit der Ferse zuerst aufzutreten, setzte er mit gehobenen Beinen Ferse und Vorderfuß zugleich auf den Boden und stolperte langsam schwerfällig vor sich hin. Oefters fiel er, bei geringem Hinderniß oder Anstoß, der Länge nach zu Boden.

Beim Auf- und Absteigen von Treppen mußte er noch lange geführt werden.

Dr. Osterhausen in Nürnberg hat ein ausführliches gerichtsärztliches Gutachten über Hausers Körperzustand abgegeben in welchem er unter andern interressanten Aufstellungen sagt:

„Wenn er mit ausgestrecktem Ober- und Unterschenkel in horizontaler Lage auf dem Boden sitzt, so bildet der Rücken mit der „Beugung des Oberschenkels einen rechten Winkel und das Kniegelenk „liegt in gerader Streckung so fest auf dem Boden, daß am Kniebug „nicht die geringste Höhlung zu bemerken und kaum ein Kartenblatt „unter die Kniekehle zu schieben ist rc. Daraus geht genügsam hervor, „daß der Findling viele Jahre hindurch ununterbrochen in sitzender „Stellung zugebracht haben muß.“

Das Befremdende an Hauser bei seinem Erscheinen in Nürnberg gestaltete sich in den nächsten Tagen zu einem dunkeln grauenhaften Räthsel, zu dessen Lösung man in mancherlei Vermuthungen vergebens den Schlüßel suchte. Nichts weniger als blöd- oder wahnsinnig, dabei so sanft, folgsam und gutartig, daß Niemand versucht werden konnte, diesen Fremdling für einen Wilden oder für einen unter den Thieren des Waldes aufgewachsenen Knaben zu halten, zeigte sich an ihm (jene stets wiederkehrenden Worte „Reuta wäh'n“ rc. ausgenommen) ein so vollständiger Mangel an Wörtern und Begriffen, eine so gänzliche Unbekanntschaft mit den gewöhnlichsten Gegenständen und den alltäglichsten Erscheinungen der Natur, solch eine Gleichgiltigkeit, solch ein Abscheu gegen alle Gewohnheiten, Bequemlichkeiten und Bedürfnisse des Lebens, dabei so außerordentliche Eigen-

thümlichkeiten in seinem ganzen geistigen, sittlichen und physischen Wesen, daß man sich in die Wahl versetzt glauben konnte, ob man ihn für einen durch irgend ein Wunder auf die Welt herabversetzten Bürger eines andern Weltkörpers oder für jenen Menschen des Plato nehmen solle, der unter der Erde geboren und aufgewachsen erst im Alter der Reife auf die Oberwelt zum Licht der Sonne heraufgestiegen ist. Hauser zeigte beständig gegen alle Speisen und Getränke, außer trockenem Brode und Wasser, den heftigsten Widerwillen. Nicht nur der Genuß, sondern der bloße Geruch unserer gewöhnlichen Speisen erregte ihm Schauder oder noch mehr; — ein Tröpfchen Wein, Kaffe und dergleichen heimlich unter sein Wasser gemischt, verursachte ihm Angstschweiß, Fieber, Erbrechen und heftiges Kopfweh.

Bei Nacht, die für ihn regelmäßig mit Untergang der Sonne anfieng, und mit ihrem Aufgange endigte, lag er auf seinem Strohsacke; bei Tag saß er, die Füße gerade vor sich ausgestreckt, auf dem Boden.

Als er zum ersten Male eine brennende Kerze vor sich sah, ergötzte ihn die leuchtende Flamme, er griff arglos hinein und verbrannte sich Hand und Finger, die er zu spät unter Weinen zurückzog. Um ihn zu erproben, wurde mit blanken Säbeln nach ihm gehauen und gestochen, er blieb dabei ganz unbeweglich, blinzte nicht einmal mit den Augen und schien gar nicht zu ahnen, daß ihm mit diesen Dingen irgend ein Leid geschehen könne. Als ihm ein Spiegel vorgehalten wurde, griff er nach seinem eigenen Spiegelbild und wendete sich dann nach der Rückseite, um den Menschen zu finden, der dahinter steckte. Was er Glänzendes sah, darnach langte er wie ein kleines Kind, und weinte, wenn er es nicht erreichen konnte oder wenn es ihm versagt wurde. Unter den vielen auffallenden Erscheinungen, die sich in den ersten Tagen an Kaspar zeigten, bemerkte man, daß die Vorstellung von Rossen, besonders von hölzernen Rossen, für ihn von nicht geringer Bedeutung sein müße. Das Wort „Roß“ schien in seinem Wortvorrath, der kaum aus einem Dutzend Wörtern bestand, die Hauptrolle zu spielen. Dieses Wort wurde am allerhäufigsten bei den verschiedensten Gelegenheiten und Gegenständen von ihm ausgesprochen und zwar nicht selten ohne Thränen in wehmüthig bittendem Tone, als drücke er dadurch die Sehnsucht nach irgend einem Pferde aus. So oft man ihm eine Kleinigkeit, eine glänzende Münze, ein Band, ein Bildchen

ꝛc. schenkte, sprach er „Roß! Roß!" und gab durch Mienen und Gebärden den Wunsch zu erkennen, diese Schönheiten einem Rosse anzuhängen. Eines Tages bekam ein Polizeisoldat den Einfall ihm ein weißes hölzernes Pferd auf die Wachstube, auf welche Hauser täglich geführt wurde, zu bringen. Während er sich bisher unempfindlich, gleichgiltig, theilnahmslos oder niedergeschlagen gezeigt hatte, wurde er beim Anblick dieses hölzernen Rosses wie umgewandelt und benahm sich, als hätte er in diesem Pferdchen einen alten, langersehnten Freund wiedergefunden. Ohne lärmende Freude, aber mit lächelndem Gesichte gleichsam vor Freude weinend, setzte er sich sogleich auf den Boden zu dem Pferde hin, streichelte es, hielt unverwandt seine Augen darauf geheftet und versuchte es mit allen den bunten, glänzenden, klingenden Kleinigkeiten zu behängen, welche er durch Wohlwollen erhalten hatte. Erst jetzt da er das Rößchen damit schmücken konnte, schienen alle diese Dinge den richtigen Werth für ihn zu haben. Als die Zeit kam, um die Wachstube zu verlassen, suchte er das Roß aufzuheben, um es mit sich nach Hause zu tragen und weinte dann bitterlich, als er wahrnahm, daß er in seinen Armen und auf seinen Füßen zu schwach sei, um diesen seinen Liebling mit sich über die Schwelle der Stubenthüre hinauszubringen. So oft er dann wieder die Wachstube besuchte, setzte er sich zu seinem lieben Roß auf den Boden nieder, ohne die Menschen um sich her im mindesten zu beachten. Aber auch in seinem Wohnstübchen im Thurme, das er alsbald für sich allein erhielt, versah man ihn nicht bloß mit einem, sondern mit verschiedenen Rossen. Diese Rosse waren von nun an, so lange er sich zu Hause befand, unausgesetzt seine Gespielen, die er nicht von seiner Seite noch aus seinen Augen ließ und mit denen er, — wie man durch eine verborgene Oeffnung in der Thüre beobachten konnte, sich beständig zu schaffen machte. Ein Tag war darin dem andern, eine Stunde der andern gleich. Mit vor sich ausgestreckten Füßen auf dem Boden sitzend, schmückte er seine Pferde mit Papierfetzen, Münzen, Glöckchen und Goldflittern und verfiel zuweilen darüber in tiefes Nachdenken, wie er den Putz verschönern oder verändern solle.

Auch führte er diese Pferde ohne seine Lage zu verändern von Zeit zu Zeit vorsichtig und leise, damit das Rollen der Räder kein Geräusch verursache, neben sich hin und her. Nie aß er sein Brod ohne zuvor jeden Bissen den Pferdchen an den Mund gehalten zu

haben, nie trank er sein Wasser ohne ihre Schnauze vorher hineingetaucht zu haben, die er dann jedesmal sorgfältig wieder abzuwischen pflegte.

Als er eines Tages mit einem seiner Pferde über den Boden fuhr und dieses mit den Hinterfüßen in eine Lücke des Bodens gerieth und vornen aufstieg, bezeugte er die größte Freude und wiederholte dann beständig dieses ihm so merkwürdige Schauspiel, das er allen Besuchern zum Besten gab. Einst drückte der Gefangenwärter seinen Unwillen darüber aus, daß er allen Leuten immer dasselbe vormache, worauf er dieß zwar unterließ, aber in Thränen ausbrach, weil er sein Roß nicht mehr zeigen solle. Fiel ihm ein Pferd um, so kam er mit großer Zärtlichkeit zu Hilfe und suchte es durch Streicheln zu trösten; untröstlich war er aber, als einmal der Gefangenwärter Hiltel einem dieser Pferde, das zerbrochen war, einen Nagel einschlug.

Hieraus und aus vielen andern Umständen ließ sich vermuthen, was nicht lange nachher zu voller Gewißheit wurde, daß Hauser die Vorstellung von Lebendigen und Todten, Beseelten und Unbeseelten, von Organischem und Unorganischem, von Naturgegenständen und Kunsterzeugnissen noch seltsam durcheinander mische. Längere Zeit unterschied er Thiere von Menschen blos an ihrer Gestalt, Männer und Frauen an der Kleidung, die ihm wegen der manigfaltigen in die Augen stechenden Farben, am weiblichen Geschlechte besser als am männlichen gefiel, weßhalb er auch später noch öfters den Wunsch äußerte, ein Mädchen zu werden, d. h. Frauenkleider zu tragen.

Daß aus den Kindern große Leute würden, wollte ihm durchaus nicht einleuchten und am hartnäckigsten wiedersprach er, wenn man ihm versicherte, daß er doch auch einmal ein Kind gewesen und daß er wahrscheinlich noch bedeutend größer werde, als er schon jetzt sei. Erst einige Monate später überzeugte er sich davon, als er an einem an die Wand gezeichneten Maaß nach wiederholten Proben, die eigene Erfahrung von seinem, noch dazu sehr schnellen Wachsthum, gemacht hatte.

Was menschliche Gestalt hatte, ohne Unterschied des Geschlechtes und des Alters, nannte er „Bua" und jedes Thier, Hund, Katze, Gans ꝛc. hieß er „Roß."

Als man ihn einige Tage, nachdem er in Nürnberg war, um die Stadt führte, weil man sehen wollte, ob er vielleicht das Thor

wieder erkenne, durch welches er nach Nürnberg kam, wußte er keines von dem Andern zu unterscheiden und bewies sich theilnahmslos für Alles, was an ihm vorübergieng und schaute stumpfsinnig und mit befremdetem Blicke vor sich hin.

Der Glockenschlag auf der Thurmuhr fiel ihm erst nach einer Woche auf, er erzeugte in ihm Erstaunen und nach langem Horchen verfiel er in sinnendes dumpfes Hinstarren.

Von Religion war nicht ein Fünkchen, von einer Dogmatik auch nicht das kleinste Stäubchen in seiner Seele zu finden, so sehr sich einige Geistliche gleich in den ersten Wochen nach seinem Erscheinen zu Nürnberg die unzeitige Mühe gaben, Solches in ihm zu suchen und anzuregen. Von allen ihren Fragen und Reden hätte jedes Thier nicht weniger verstanden und begriffen als Kaspar.

Nach allen diesen Beobachtungen mußte man natürlich bald zu der ungetheilten Ansicht gelangen, daß Hauser nichts weniger als simpelhaft und von der Natur verwahrlost, sondern vielmehr auf unbegreifliche Weise von aller Ausbildung und geistigen Entwicklung zurückgehalten worden sein müsse. Hauser wurde im Thurm nicht als Gefangener, sondern als ein verlassenes, verwahrlostes, der Pflege und Erziehung bedürftiges Kind behandelt. Der Gefangenwärter nahm ihn Mittags mit sich an seinen Familientisch, wo er zwar am Essen nicht Theil nahm,*) doch gehörig sitzen, seine Hände auf menschliche Weise gebrauchen und manche andere Sitte kennen und nachahmen lernte.

Gerne spielte er jetzt mit den Kindern des Wärters, welche sich ihrerseits ebenfalls nicht ungern mit dem gutmüthigen, durch seine große Unwissenheit selbst Kindern possirlichen Jüngling unterhielten, ihm zur Vermehrung seines Wortvorrathes verhalfen und ihm Begriffe beibrachten, auch Buchstaben vormachten. Man denke sich diesen jungen rüstigen Burschen, dem schon der Anfang eines Bartes um das Kinn sproßte, wie er von Kindern das Sprechen gelehrt wird. Auch von Soldaten nahm er einzelne Wörter an.**)

---

*) Etwas Anderes als Wasser und Brod genießen, lernte er erst später.

**) Die Frau des Gefangenwärter Hiltel war eine Altbaierin, es darf daher nicht wundern, wenn Hauser die in dieser Familie gelernten Wörter in altbaierischem Dialekte aussprach und keinenfalls dürfte von dieser Aussprache etwas bezüglich seiner Vergangenheit herzuleiten sein; auch von den Polizeisoldaten konnte er keine sonderlich rein ausgesprochenen Wörter lernen.

Das todte Spielzeug machte ihm nun keine Freude mehr wie früher, eine Hauptunterhaltung gewährten ihm jetzt Zeichnungen und Kupferstiche, die er in seinem Zimmer an die Wände klebte.

Bald führte ihm die Neugierde täglich eine Menge von Menschen zu, von denen die Wenigsten sich bloß mit dem Angaffen des zahmen Wilden begnügten. Manchen war er wohl nur Gegenstand der Belustigung, doch gab es auch Viele, die sich ihm vernünftig mitzutheilen, ihn geistig zu wecken suchten; auch durch die Spielsachen, die ihm die guten Nürnberger reichlich spendeten, wurde er reicher an Begriffen und Wörtern.

Ungefähr 14 Tage nach Kaspars Erscheinen in Nürnberg, führte sein günstiges Geschick ihm den würdigen Professor Daumer zu, einen damals noch jungen, denkenden Gelehrten*), der in seinem menschenfreundlichen Herzen den Beruf fand, sich der geistigen Entwicklung des Vernachlässigten anzunehmen, so weit der ungestüme Zudrang der Neugierigen und andere hemmende und störende Umstände dieses nur immer gestatteten.

Dem ersten Bürgermeister der Stadt Nürnberg, Herrn Binder, als Chef der städtischen Polizei, mußte Kaspar nicht blos von Seite des menschlichen Interesses, sondern auch hauptsächlich in amtlicher Beziehung, nahe am Herzen liegen und er widmete diesem seltenen Polizeigegenstande seine besondere Aufmerksamkeit und Theilnahme. Es war wohl von selbst einleuchtend, daß die alltäglichen Amtsformen für diesen nichts weniger als alltäglichen Fall, nicht gemacht sein konnten, und um einigermaßen hinter das Geheimniß zu kommen, mit förmlichen Verhören etc., wenigstens vorderhand nichts ausgerichtet werden könne. Der Bürgermeister wählte daher, gewiß mit vollem Recht, einstweilen den Weg des freieren, außeramtlichen Wirkens, er ließ Kaspar fast täglich in seine Wohnung bringen, machte ihn bei sich in seiner Familie heimisch, sprach mit ihm und ließ ihn sprechen, so gut oder übel dieses gehen mochte und bemühte sich, durch vielfältiges wiederholtes Hin- und Herfragen, Auskunft über sein Leben und Erscheinen in Nürnberg zu erhalten.

Auch gelang es Binder endlich nach vieler Mühe, aus den einzelnen Antworten und Aeußerungen Kaspars, den Stoff zu einer Geschichte

*) Lebte 1872 noch in Würzburg.

herauszubekommen, welche bereits am 7. Juli desselben Jahres (1828) in einer öffentlichen Bekanntmachung der Welt mitgetheilt wurde.

Diese Angaben sind folgende:

Er (Kaspar Hauser) wisse nicht, wer er selbst und wo seine Heimat sei. Erst zu Nürnberg sei er „auf die Welt gekommen“ *). Hier habe er erfahren, daß es außer ihm und dem Manne, bei dem er immer gewesen, auch noch andere Menschen und Geschöpfe gebe. So lange er sich entsinnen könne, habe er immer nur in einem Loche, kleinem, niederen Gemache (das er später auch Käfig nannte) gelebt, wo er blos mit einem Hemde und mit ledernen, hinten aufgeschlitzten Hosen bekleidet gewesen und barfuß auf dem Boden gesessen sei **).

Er habe in seinem Gemache nie einen Laut gehört, weder von Menschen noch von Thieren noch von sonst Etwas. Den Himmel habe er nie gesehen, noch habe er eine Hellung (Sonne), wie in Nürnberg wahrgenommen. Einen Unterschied zwischen Tag und Nacht, habe er nie erfahren, noch weniger habe er die schönen Lichter am Himmel jemals zu sehen bekommen. Neben ihm habe sich in dem Boden ein Loch ***) befunden, wo er seine natürlichen Bedürfnisse verrichtete.

So oft er vom Schlafe erwacht, sei ein Brod neben ihm gelegen und ein Krug mit Wasser da gestanden. Zuweilen habe das Wasser einen sehr bösen Geschmack gehabt, dann habe er bald nach dessen Genusse seine Augen nicht mehr offen halten können und habe einschlafen müssen †); wenn er hierauf wieder erwacht sei, habe er wahrgenommen, daß er ein reines Hemd anhabe und daß seine Nägel

*) Ein Ausdruck, der ihm später noch geläufig war, um seine Aussetzung in Nürnberg und sein Erwachen zum geistigen Leben zu bezeichnen.

**) Nach Hauser's Angabe, bestätigt durch das gerichtsärztliche Beschreiben der Leibesbeschaffenheit von Dr. Osterhauser, ist er niemals, auch nicht im Schlafe, mit dem ganzen Körper ausgestreckt gewesen und gelegen, sondern immer, wachend wie schlafend, mit gerade angelehntem Rücken gesessen. Wahrscheinlich, daß die Beschaffenheit seines Lagers und eine besondere Vorrichtung ihm diese Stellung nothwendig machten. Er selbst weiß hierüber keine nähere Auskunft zu geben.

***) Wahrscheinlich mit einem Topfe.

†) Daß dieses Wasser mit Opium gemischt war, wurde später dadurch zur Gewißheit, daß Hauser, als ihm ein Arzt einen Tropfen Opium im Wasser gab, den „bösen Geschmack“ sogleich wieder erkannte.

beschnitten seien*). Den Mann, der ihm Essen und Trinken gebracht, habe er nie im Gesichte gesehen. In seinem „Loch" habe er zwei hölzerne Pferde gehabt und verschiedene Bänder dabei. Mit jenen Rossen habe er sich, so lange er gewacht, stets unterhalten, seine einzige Beschäftigung sei gewesen, sie neben sich herlaufen zu lassen und die Bänder, die er gehabt, ihnen bald so, bald anders aufzulegen oder umzuknüpfen.

So sei ihm ein Tag wie der andere vergangen, er habe nichts vermißt, sei nie krank gewesen, habe — ein einziges Mal ausgenommen — (als er geschlagen wurde) nichts von Schmerz empfunden und überhaupt sei es ihm da viel besser gegangen, als auf der Welt, wo er so viel leiden müsse.

Wie lange er in dieser Lage gelebt, wisse er nicht, weil er keine Zeit gekannt. Er könne nicht angeben, wann und wie er in den Käfig gekommen sei, habe auch keine Erinnerung, daß er jemals in seinem Leben sich in einem andern Zustande und anderswo befunden habe.

Der Mann, bei dem er immer gewesen sei, habe ihm nichts zu leid gethan, eines Tages aber, was nicht lange vor seinem Wegbringen geschehen sein könne, als er mit seinen Rossen zu stark gefahren und zu viel Lärm gemacht habe, sei der Mann gekommen und habe ihn mit einem Stocke oder Scheit Holz auf den Arm geschlagen; dies sei die Wunde, die er nach Nürnberg mitgebracht.

Um jene Zeit herum habe sich einmal der Mann in seinem Kerker eingefunden, habe ein Tischchen über seine Füße hergestellt, habe etwas Weißes, das er jetzt für Papier erkenne, vor ihm ausgebreitet, dann von hinten her, so daß er den Mann nicht sehen konnte, seine Hand ergriffen und sie mit einem Ding (Bleistift oder Feder) auf dem Papier hin- und hergefahren. Er (Hauser) habe nicht gewußt, was das sei, habe aber gewaltige Freude empfunden, als er die schwarzen Figuren auf dem weißen Papier habe entstehen sehen. Als er seine Hand wieder frei gefühlt und der Mann ihn verlassen habe, habe er in der Freude über die neue Entdeckung, nicht

---

*) Hieraus und aus andern Umständen ergibt sich, daß Kaspar während seiner Einkerkerung immer mit einer gewissen Sorgfalt behandelt wurde; daher erklärt sich denn auch seine lange bewahrte Anhänglichkeit an „den Mann, bei dem er immer gewesen" und an seinen frühern Aufenthalt.

satt werden können, diese Figuren immer wieder von Neuem auf das Papier zu malen.

Ueber diese Beschäftigung habe er nun fast seine Rosse vernachläßigt, obgleich er nicht gewußt habe, was jene Züge bedeuten sollten. Der Mann habe auf dieselbe Weise seine Besuche zu verschiedenen Zeiten wiederholt. Hierauf sei der Mann ein anderes Mal wieder gekommen, habe ihn von seinem Lager aufgehoben, ihn auf die Füße gestellt und ihn stehen zu lehren versucht, was er häufig wiederholt habe.

Er habe dieses in der Art bewerkstelligt, daß er ihn von hinten fest um die Brust gefaßt, seine Füße hinter Kaspar's Füße gestellt und diese zum Vorwärtsschreiten aufgehoben habe; endlich sei einmal wieder der Mann erschienen, habe seine (Kaspars) Hände über seine Schultern gelegt, jene zusammengebunden und ihn so auf dem Rücken aus dem Loch herausgeschleppt.

Er sei einen „Berg" hinauf (oder hinab) getragen worden.*) Es wisse nicht, wie ihm gewesen, es sei ganz Nacht geworden und man habe ihn auf den Boden gelegt.**) Dies sei jedes Mal geschehen, wenn es „Nacht geworden" sei, er sei mit dem Gesicht auf dem Boden gelegen, einige Male habe er Brod gegessen und Wasser getrunken und der Mann habe sich öfters bemüht, ihn gehen zu lassen, was ihm immer sehr wehe gethan habe ꝛc. Derselbe habe nichts zu ihm gesprochen, außer daß er ihm immer die Worte vorgesagt „Reutä wähn" ꝛc.; er habe den Mann auf dieser Reise so wenig als früher in dem Loche im Gesicht gesehen, denn dieser habe ihm, so oft er ihn geführt, strenge bedeutet, immer vor sich hin auf den Boden und auf seine Füße zu sehen, was er theils aus Furcht, theils auch darum gewissenhaft befolgt habe, weil er ohnehin mit sich und seinen Füßen genug zu thun gehabt habe. Nicht lange zuvor, ehe er in Nürnberg

---

*) Es ist klar, Kaspar hat die aufsteigende Bewegung von der absteigenden — Höhe und Tiefe damals selbst im Gefühle noch nicht unterscheiden, noch viel weniger diesen Unterschied durch Worte gehörig unterscheiden können. Was Kaspar „Berg" nennt, war wohl, wie nach andern Aeußerungen desselben nicht unwahrscheinlich ist, eine Treppe. Kaspar will sich erinnern, daß er beim Tragen neben angestreift sei.

**) Dieses „Nachtwerden" bedeutete, wie sich zu Nürnberg bei verschiedener Gelegenheit ergab, in Kaspar's Sprache auch so viel wie „ohnmächtig" werden.

wahrgenommen worden, habe ihm der Mann die Kleider angezogen, mit denen er in Nürnberg erschienen. Sehr schmerzhaft sei es ihm gewesen, als ihm die Stiefel angezogen worden seien, denn der Mann habe ihn auf die Erde niedergesetzt, ihn von hinten gepackt, seine Füße gewaltsam hinaufgezogen und ihm so vom Rücken her seine Füße in die Stiefel hineingezwängt; nun sei er wieder vorwärts gegangen, noch elender als zuvor. Er habe, so wenig als früher, irgend etwas von den ihn umgebenden Dingen wahrgenommen, habe nichts beobachten und sehen können, könne daher auch nicht angeben, von welcher Gegend her, in welcher Richtung, auf welchem Wege er nach Nürnberg gekommen sei; nur so viel sei ihm bewußt, daß zuletzt der Mann, der ihn geführt, ihm den Brief in die Hand gedrückt habe und dann verschwunden sei, worauf der Bürger ihn wahrgenommen und zur Wache am neuen Thore gebracht habe.

Dieser Schrift fügte der Bürgermeister noch eine öffentliche Bekanntmachung bei, welche große Sensation erregte und den Fall zum Gegenstand des höchsten Interesses des In- und Auslandes machte. Die Bekanntmachung, welche beigefügt war, lautete:

„Wenn dieses in seiner Art vielleicht einzige, in Akten noch nicht „vorgekommene Beispiel unbarmherziger, unmenschlicher Behandlung „jedes menschlich fühlende Herz ergreift, so möge auch der scharfprüfende Verstand in nachfolgenden treugegebenen Zügen die lautere „Wahrheit dieses Falles erkennen.

„Die weiche Hand unseres Findlings, die einfache Kost, die er „bei äußerem gesunden Ansehen und wohlgenährtem Körper, — mit „dem größten Abscheu vor jeder andern ihm dargebotenen — noch bis „zur Stunde genießt, die Empfindlichkeit seiner Geruchs- und Ge„schmacksnerven gegen die einfachsten Gegenstände, z. B. Blumen, „Milch ꝛc., die auf andere Menschen keinen Eindruck machen — der „mit seinem dem Anscheine nach starken, aber zufolge angestellter Ver„suche sehr schwachen, an die Kräfte eines achtjährigen Kindes nicht „einmal hinreichende Körper, ebenfalls im Widerspruch stehende lang„same schwankende und ihn anstrengende Gang, der ihn in das Alter „eines Kindes von 2 Jahren versetzt, die Nervenschwäche, die sich bei „kleinen Anstrengungen durch momentanes Zittern der Hände und „Zucken der Gesichtsmuskeln ausspricht; der zwar helle und weittragende, „aber nicht kräftige, gegen den Eindruck des Tageslichtes sehr empfind-

2



„liche Blick, die Neigung solchen auf die Erde zu richten, wie die „Neigung zur Einsamkeit; eine gewisse Unbehaglichkeit im freien großen „Reiche der Natur und unter vielen Menschen, die Abneigung gegen „großes Geräusch und gegen Lärmen, die Dürftigkeit in Worten, „Vorstellungen und Begriffen von allen sinnlichen und übersinnlichen „Gegenständen im auffallenden Contraste mit dem sichtbaren Bestreben, „sich verständlich zu machen und zu verstehen und die Weise, nur in „kurzen abgebrochenen Sätzen zu sprechen — diese wichtigen Erschei- „nungen lassen mit vollem Rechte schließen, daß er viele — viele „Jahre lang mit Ausschließung von aller menschlichen Gesellschaft „widerrechtlich eingekerkert gewesen ist.

„Sein reiner, schuldloser, offener Blick dagegen, die breite hohe „Stirne, die höchste Unschuld der Natur, die keinen Geschlechtsunter- „schied kennt, nicht einmal ahnt und erst jetzt die Menschen nur nach „den Kleidern zu unterscheiden gelernt hat, seine unbeschreibliche Sanft- „muth, seine anziehende Herzlichkeit und Gutmüthigkeit, in der er „Anfangs immer nur in Thränen und jetzt nach eingetretenem Ge- „fühle der Freiheit, mit Innigkeit selbst seines Unterdrückers gedenkt, „die zuerst in heißer Sehnsucht nach seiner Heimath, seinem Kerker „und Kerkermeister bestandene, dann aber in wehmüthige Erinnerung „übergegangene und erst jetzt durch die liebevolle Behandlung allmählig „verschwindende Anhänglichkeit an das Vergangene, die eben so auf- „richtige als rührende Ergebenheit an alle Diejenigen, welche häufig „mit ihm umgehen und ihm Gutes erweisen, sein Vertrauen aber auch „gegen alle andern Menschen, seine Schonung des kleinsten Insects, „seine Abneigung gegen Alles, was einem Menschen oder Thiere nur „den leisesten Schmerz verursachen könnte, seine unbedingte Folgsam- „keit und Willfährigkeit zu allem Guten ebenso sehr als sein Freisein „von jeder Unart und Untugend, verbunden gleichwohl mit der Ah- „nung dessen, was Böses ist — und endlich seine ganz außerordent- „liche Lernbegierde, durch die er mit Hilfe eines ebenso schnell fassen- „den als treuen Gedächtnisses, seinen Wörtervorrath bereichert und „bereits Vorstellungen und Begriffe von vielen Gegenständen, deren „er außer denen, welche in seinem Kerker waren, keine kannte — „und jetzt auch von Zeit und Raum erlangt hat; seine besondere „Vorliebe für die ihm früher ganz unbekannt gewesene Musik und „für das Zeichnen, — seine Neigung und Geschicklichkeit Beides zu

„erlernen, seine ganz ungewöhnliche Ordnungsliebe und Reinlichkeit, „wie überhaupt sein ganzes kindliches Wesen und sein reines unbe„flecktes Innere — diese wichtigen Erscheinungen zusammen geben „in demselben Maße, in welchem sie seine Angaben über seine wider„rechtliche Gefangenhaltung unterstützen und bekräftigen, die volle „Ueberzeugung, daß die Natur ihn mit den herrlichsten „Anlagen des Geistes, Gemüthes und Herzens reich aus„gestattet hat; sie berechtigen aber auch deßhalb und bei genauer „Prüfung des sich daraus als unwahrscheinlich und erdichtet darstel„lenden Inhalts des unter Nr. 1 in Abschrift folgenden Briefes an „den Rittmeister*) zur dringenden Vermuthung, daß mit seiner wider„rechtlichen Gefangenhaltung das nicht minder schwere Verbre„chen des Betruges am Familienstande verbunden ist, wo„durch ihm vielleicht seine Eltern, und wenn diese nicht mehr lebten, „wenigstens seine Freiheit, seine Vermögen, wohl gar die Vor„züge vornehmer Geburt, in jedem Falle aber neben den unschul„digen Freuden einer frohen Kindheit, die höchsten Güter des Lebens „geraubt und seine physische und geistige Ausbildung gewaltsam un„terdrückt und verzögert worden ist. Der Umstand, daß er im Ker„ker mit seinen Spielsachen sprechen konnte, ehe er den Unbekannten „gesehen und von ihm Unterricht in der Sprache erhalten hatte, be„weist aber auch zugleich, daß das Verbrechen an ihm schon in den „ersten Jahren der Kindheit, vielleicht schon im 2. bis 4. Jahre seines „Alters und daher zu einer Zeit angefangen wurde, wo er schon „sprechen konnte und vielleicht schon der Grund zu einer edeln Er„ziehung gelegt war, die gleich einem Sterne in der dunkeln Nacht „seines Lebens aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtet.

„Daher ergeht — — — — — nicht um ihn zu entfernen, „denn die Gemeinde, die ihn in ihren Schooß aufgenommen, liebt „ihn und betrachtet ihn als ein ihr von der Vorsehung zugeführtes „Pfand der Liebe, das sie ohne den vollen Beweis der Ansprüche An„derer auf ihn nicht abtreten wird, sondern nur um das Verbrechen

*) Dem Ausschreiben waren 3 Beilagen Nr. 1, 2, 3 angefügt, von welchen Nr. 1 den Brief an den Rittmeister nebst Beischluß, Nr. 2 Bemerkungen hinsichtlich dieses Briefes nebst Signalement von Kaspar Hauser, Nr. 3 Beschreibung der Gegenstände, die Hauser mitbrachte, enthielten, die wir bereits früher mitgetheilt haben.

„zu entdecken und den Bösewicht oder seine Gehilfen ausfindig zu „machen, die es begingen, und um ihn dadurch wo möglich in den „Besitz der verlorenen Rechte der Geburt wieder einzusetzen — — — „— — — an alle Justiz= und Polizei=, Civil= und Militärbehörden und an alle Diejenigen, welche ein menschliches „Herz im Busen tragen, die dringende Aufforderung, alle, auch die „entferntesten Spuren, Anzeigen und Verdachtsgründe, welche auf die „Entdeckung des Verbrechens führen könnten, der unterzeichneten Polizeibehörde mitzutheilen und diese dadurch in den Stand zu setzen, „die Verhandlungen dem treffenden Gerichte zur weitern Einschreitung „übergeben zu können.

„Es darf in dieser Hinsicht kaum erinnert werden, daß die „Nachforschungen sich neben der Ausmittlung des Kerkers oder wenigstens, der wahrscheinlich stillen Gegend, wo er liegt oder gelegen „war (denn der Bösewicht, der Hausern darin gefangen hielt, möchte „jenen Kerker vielleicht gleich nach der Wegführung unseres Findlings der Erde gleich gemacht haben, um jede Spur davon vertilgt zu haben) — auch auf die Ausmittlung eines Kindes richten „müssen, welches in einem Alter von 2—4 Jahren vor 14—18 Jahren vermißt worden ist und über dessen Verschwinden vielleicht bedenkliche Gerüchte in Umlauf gekommen sind.

„Jede Mittheilung, jeder Wink wird dankbar benutzt und wenn „sich der Angeber genannt hat, dessen Namen möglichst verschwiegen, „auch nach Umständen derselbe reichlich belohnt werden.

„Anonyme Anzeigen dagegen können nicht berücksichtigt werden."

Nürnberg, 7. Juli 1828.

Der erste Bürgermeister:
gez. Binder.

Diese Bekanntmachung ist es, welche zunächst als Anhaltspunkt zu allen weitern Forschungen gewonnen wurde. Ist nun gleich in dieser amtlich bekannt gemachten Geschichte, wenn man sie so nennen will, manches Unglaubliche und Widersprechende, ist bei manchen nur allzu ausführlich und zuversichtlich gegebenen Einzelheiten nicht wohl auszumitteln, wie viel davon dem Antwortenden oder dem Fragenden gehören möge und was davon wirklich aus Kaspars trüber Erinnerung geflossen oder ihm durch Fragen unwillkürlich aufgeredet und eingefragt oder durch Vermuthungen ergänzt und ausgemalt oder auch

auf blos mißverstandenen Aeußerungen dieses an Begriffen bettelarmen, mit den alltäglichsten Gegenständen der Natur und des Lebens damals noch unbekannten, halbstummen Thiermenschen gegründet sei, so stimmt doch diese Schilderung Binders, was die wesentlichsten Hauptumstände betrifft, mit dem überein, was Hauser später niedergeschrieben und eidlich betheuert hat.

Am 11. Juli 1828 wurde Hauser erstmals von dem Präsidenten des Rezatkreises, Ritter Anselm von Feuerbach von Ansbach, welcher die Neuigkeit des Erscheinens des Kaspar Hauser in Nürnberg erfahren hatte, besucht, welcher sich mehrere Stunden mit ihm unterhielt.

Die überaus reichen Wahrnehmungen dieses, als Kriminalisten berühmten Mannes, bestätigten in jeder Beziehung das, was bis dahin über Hauser festgestellt war und lieferten ein kostbares Material, namentlich vom physiologischen und psychologischen Standpunkte aus.

Feuerbach hat seine, bei diesem wie bei seinen späteren Besuchen, gemachten Wahrnehmungen in die Oeffentlichkeit gegeben und wir machen zunächst auf dessen, für den Gegenstand sehr zutreffend betitelte Schrift „Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen" — (Ansbach 1832 bei J. M. Dollfuß) — aufmerksam, besonders da diese Aufzeichnungen auch von einer Menge glaubwürdiger Personen gleichlautend ihre Bestätigung fanden.

Brachte der fast ununterbrochene Umgang mit den Vielen, die sich den ganzen Tag über zu Kaspar hindrängten, den nicht zu verkennenden Gewinn, daß er auf kurzem Wege mit vielerlei Dingen und Worten bekannt wurde und verhältnißmäßig bald im Verstehen und Sprechen Fortschritte machte, so war doch offenbar das Allerlei von Menschen, deren Massen Kaspar Hauser preisgegeben war, nicht wohl geeignet, eine naturgemäße Entwicklung dieses verwahrlosten Jünglings zu fördern.

Wohl mochte keine Stunde des Tages vergehen, die ihm nicht von der oder jener Seite her etwas Neues zugeführt hätte. Was ihm aber auf diese Weise zukam, konnte sich doch nicht zum kleinsten Ganzen gestalten, Alles zusammengenommen häufte sich nur als ein untergeordnetes, zerstreutes, buntes Allerlei von hundert und tausend

Halb- oder Viertels-Vorstellungen und Gedankenbruchstücken auf- und nebeneinander.

Wurde so die leere Tafel seiner Seele bald genug beschrieben, so wurde sie doch auch zugleich nur zu bald, mit zum Theile sogar nichtswürdigen Dingen überfüllt, entstellt und verwirrt.

Der ungewohnte Eindruck des Lichts und der freien Luft, die Menge der sonstigen Eindrücke, die unaufhörlich und zu gleicher Zeit auf seine Sinne einstürmten, die Kraftanstrengung, mit der seine wissensdurstige Seele sich aus sich selbst gleichsam herauszuarbeiten strebte, alles Neue, was sich ihr bot, zu erfassen — dieses Alles war mehr als es ein schwacher Körper, ein zartes beständig gereiztes und überreiztes Nervensystem ertragen konnte und unter diesen Umständen wäre vorauszusehen gewesen, daß sich Kaspar aufreibe, daß er entweder an einem Nervenfieber sterben oder in einer Geisteskrankheit untergehen müsse.

In der That wurde auch Kaspar bald krank, wenigstens so kränklich, daß eine gefährliche Krankheit zu befürchten stand, sein Arzt, Dr. Osterhausen richtete deßhalb an den Stadtmagistrat ein Gutachten über Hauser's Gesundheitszustand, in Folge dessen Kaspar am 18. Juli 1828 aus seiner Wohnung auf dem Thurme erlöst, und dem an Geist und Herz gleich hervorragenden Gymnasialprofessor Daumer zur Erziehung und häuslichen Pflege übergeben wurde. Hier fand er in der Familie dieses Mannes (der würdigen Mutter und Schwester Daumers) gewissermaßen den Ersatz für diejenigen Wesen, die ihm die Natur gegeben und Menschenbosheit genommen.

Auf den großen Andrang der Neugierigen, dem Kaspar bisher im Thurme preisgegeben war, mag man aus dem einzigen Umstande den Schluß ziehen, daß der Magistrat von Nürnberg sobald Kaspar an Daumer übergeben war, sich veranlaßt sah, am 19. Juli in öffentlichen Blättern ein Publicandum zu erlassen, nach welchem es untersagt wurde, Kaspar ferner zu besuchen.

Diese Bekanntmachung hatte indessen nicht die gewünschte vollständige Wirkung. Wie nicht leicht ein Fremder nach Nürnberg kommt, ohne sich das Sebaldusgrab, die Glasmalerei der Lorenzkirche, das Gänsemännchen 2c. zeigen zu lassen, so glaubte jetzt niemand Nürnberg recht gesehen zu haben, wenn er nicht auch das geheimnißvolle Adoptivkind dieser Stadt in Augenschein genommen hatte.

Viele hundert Personen, fast aller europäischen Nationen, aus hohen und höchsten Ständen, haben ihn aufgesucht, gesehen und gesprochen.

Kaspar bekam bei Daumer zuerst, statt seines Strohlagers, zur Schlafstätte ein ordentliches Bett, was ihm ganz außerordentlich behagte.

Oefters äußerte er, das Bett sei das einzige Angenehme, das ihm noch auf der Welt vorgekommen, alles Uebrige sei gar schlecht.

Erst seit er in einem Bette schlief, hatte er Träume, die er aber Anfangs nicht für Träume erkannte, sondern beim Erwachen seinem Lehrer, als wirkliche Begebnisse erzählte, indem er zwischen Wachen und Träumen erst später einen Unterschied zu machen lernte.*)

Er hatte in der ersten Nacht, die er in diesem Bette zubrachte, auch seinen ersten Traum und in dieser Nacht entschied sich auch sein Krankheitszustand zur Besserung. Frau Bürgermeister Binder, zu der Hauser ganz vorzügliche Zuneigung hatte, sei — so erzählte er — an sein Bett gekommen und habe ihn gefragt, wie er sich befinde. Auf die Antwort, sein Kopfschmerz sei noch nicht vergangen, habe sie ihm entgegnet, er solle nur Geduld haben, es werde schon besser werden, habe ihm die Hand gereicht, ihn gegrüßt und sich entfernt. Hierauf habe sich etwas vom Kopfe herab in die untern Theile seines Körpers gesenkt, der Kopfschmerz sei vergangen und vor Freude habe er sehr gelacht.

Die Frau Bürgermeisterin, behauptete er nun fest, habe ihm in der Nacht seinen Kopfschmerz abgenommen.

Bei seinem leidenden Zustande mußten vorerst alle geistigen Beschäftigungen unterbleiben und die Belehrungen durften nur in Form gelegentlicher Unterhaltungen geschehen; dagegen wurde ihm durch Beschäftigung mit Papp-, Tischler- und Gartenarbeiten, durch Bewegung im Freien, eine wohlthuende Zerstreuung verschafft und ganz vortrefflich bekam ihm das Reiten, in welchem er vom Stallmeister von Rumpler gratis Unterricht erhielt und zu welchem er vermöge seiner Körperbeschaffenheit, vermuthlich durch das frühere, jahrelange Sitzen im Gefängniße, sehr rasch besondere Fertigkeit zeigte.

---

*) Ein Psychologe würde aus diesen Umständen sicher den dermaligen Seelenzustand Kaspars zu beurtheilen gewußt haben.

Am 1. September 1828 machte Professor Daumer über Kaspar Hauser an die königliche Regierung einen Bericht, welcher eine scharfe Beobachtungsgabe verräth und in welchem die gemachten Wahrnehmungen über den Zustand und die Entwicklung des armen Findlings niedergelegt sind, die, so weit sie sich auf die Angaben des Bürgermeisters Binder und Feuerbachs beziehen, solche vollständig bestätigen.

Außerdem hat Daumer noch in seiner Schrift: „Mittheilungen über Kaspar Hauser — Nürnberg 1832 bei Heinr. Haubenstricker" sehr interessante und namentlich für Aerzte und Forscher, äußerst lehrreiche Wahrnehmungen veröffentlicht, z. B. über Hausers physischen Zustand, über dessen Sprache, Gemüth, Begriff vom weiblichen Geschlechte, Religion, sowie Wahrnehmungen über dessen Empfindung für Mineralisches und Animalisches, über dessen empfindlichen Geruch, über die Berauschung durch Trauben, Eindruck des Gewitters, des Mondes, des Magnetismus und des Somnambulismus, über dessen Ahnungen und Träume und über homöopathische Heilversuche an demselben 2c., endlich eine Reihe weiterer nicht minder interessanter Aufzeichnungen, theilweise von Hauser selbst geschrieben, gelangten durch die Güte Daumers in unsere Hände, die wir, so weit sie in Hausers Schicksal einschneiden, hier einflechten werden.

Unter der sorgfältigen Pflege der Familie Daumers, hatte sich auch Kaspars Gesundheit bei zweckmäßiger Leibesbewegung und den Umständen angemessener Beschäftigung, so gut gebessert und gekräftigt, daß er seinen Geist wieder anstrengen durfte — er lernte sehr fleißig, machte bedeutende Fortschritte im Lesen, Schreiben und Rechnen und war ganz gierig nach allem Wissen.

Der Gang den Hausers geistige Entwicklung nahm, läßt sich sehr wohl an schriftlichen Versuchen nachweisen, es liegt uns eine Anzahl Aufsätze, die Hauser geschrieben hat, vor und wir können nur staunen mit welcher Gewißenhaftigkeit er die Fehler, die er in den ersten Aufsätzen machte, in seinen darauffolgenden Arbeiten vermied und wie ihm angelegen war, seinen Styl zu verbessern.

Von besonderem Interesse des Inhaltes wegen, dürfte der folgende Aufsatz sein, welchen Hauser, um einen in der Nacht vom 30. auf den 31. August 1828 gehabten merkwürdigen Traum zu beschreiben, niedergeschrieben hat:

„Ich habe einen Traum gehabt, ich habe ein recht großes Haus, da waren recht schöne Zimmer in denen sind ville Sachen gewesen in einem Zimmer da war voll Bücher, die habe ich alle lessen können.

„Dieses hat mir am besten Freude gemacht, in einem Zimmer da waren von Sülber Schüssl und Tehler die haben so schön glänzt, daß ich eine solche Freude gehabt habe, daß ich es nicht sagen kann. In meinem Hause hat die Mutter (Daumers Mutter) der Herr Professor und die Käthe (Daumers Schwester) gewohnt, die Mutter hat mir so gut gemacht alles, die Käthe hat mir recht schön geputzt. In dem Hause sind Menschen von Stein ausgehaut gewesen und in Gange ist alles voll Sache gewesen."

Dieser Traum bekommt eine merkwürdige Bedeutung dadurch, daß sich Hauser später am 14. September 1828, als er mit Daumer auf der Nürnberger Burg war, mit noch größerer Bestimmtheit an das Schloß erinnerte, von welchem er träumte und viele Einzelheiten, die ihm damals beim Erwachen entfallen waren, in's Gedächtniß zurückrufen konnte.

Daumer erzählt darüber:

„Am 14. September 1828 gieng ich mit Hauser auf die Burg „von Nürnberg, um ihm die daselbst befindliche Gemäldegallerie zu „zeigen. Der Eingang in das Gebäude, wo sich dieselbe befand, „war damals ein ganz anderer, als der jetzige.

„Gleich unten in dem Gebäude, ehe man zur Treppe gelangte, „sah man die Flügelthüre eines Zimmers, bei deren Anblick sich Hauser „plötzlich betroffen fühlte.

„Er hatte nach seiner bestimmten und wiederholten Versicherung „eine solche Zimmerthüre zu Nürnberg nie gesehen. Dieser Art „aber waren die Thüren des großen Hauses, in welchem er sich in „der Nacht vom 30. auf 31. August träumend zu befinden geglaubt.

„Er blieb lange Zeit vor dieser Thüre sinnend stehen und sah „sich dann um, ob er hier noch eine andere Aehnlichkeit mit dem im „Traume gesehenen finden könne. Als wir die Treppe hinaufstiegen, „sagte er, so eine Treppe sei er hinaufgegangen, aber mit schönern „Stufen. Oben in der Gallerie angelangt, stand er wieder, ohne „die Bilder zu besehen sinnend und mit convulsivischen Bewegungen, „wie sie stets bei tiefem Nachsinnen bei ihm zu sehen waren; — „seine Erinnerung an den Traum, wurde lebhafter und bestimmter,

„er erinnere sich, sagte er, eines großen Platzes, in dessen Mitte ein
„Rohrbrunnen gewesen und um diesen Platz herum seien Zimmer
„des Hauses herumgebaut gewesen. Wenn man die Thüren aufge=
„macht, habe man durch mehrere Zimmer hindurchsehen können. Alt=
„deutsche Ritter= und Fürstenbilder, erinnerten ihn an eine Statue,
„die an der Treppe mit dem Schwert in der Hand gestanden. Er
„sagte mit großer Bewegung, es sei ihm, als habe er einmal so ein
„Haus gehabt und er wisse nicht, was er davon denken solle.

„Späterhin ward durch seine Beschreibung noch folgendes kund:
„An den äußern Wänden des Gebäudes waren Säulen mit Stein=
„bildern. Der Brunnen war wie der im Hofe des Nürnberger Rath=
„hauses, aber größer und mit stärkerer Wasserströmung. Vom Schloß=
„hofe, — denn dies scheint dieser Platz gewesen zu sein — führten
„kleine Treppen zu den Thüren des Gebäudes.

„Die Zahl der Thüren oder Thore, durch welche man in's
„Gebäude kam, wußte er nicht genau anzugeben, es mögen, sagte er,
„4—5 gewesen sein, zum Theil groß und offen, alle oben rund. In=
„wendig im Gebäude gieng eine große breite Treppe hinauf, vier
„oder fünfmal gebrochen: „man gieng einmal so, dann so," zeigte
„er immer unter rechtem Winkel sich wendend.

„Unten neben der Treppe stand ein runder Stein, so hoch als
„das Geländer der Treppe, darauf stand eine weiße steinerne Bild=
„säule mit Schnur= und Knebelbart und Halskragen, in der Hand
„ein bloßes gegen die Erde gestütztes Schwert. Oben war der
„Griff des Schwertes wie ein Löwenkopf geformt.

„Zwei Reihen von Zimmern befanden sich im Innern des Ge=
„bäudes; die eine Reihe war unten, die andere mußte man die Treppe
„hinaufsteigen. Unten konnte man ganz herumgehen, so daß man
„durch die Thore auf den Brunnen hinaussehen konnte. Zu der
„untern Reihe der Zimmer führten Flügelthüren, dergleichen Hauser
„eine auf der Nürnberger Burg gesehen. Auch oben waren die
„Thüren von dieser Art. In jedem Zimmer der obern Reihe waren
„zwölf Sessel, drei Kommoden und zwei Tische, einer in der Mitte
„und einer an der Wand, nur im Bibliothekzimmer waren keine
„Kommoden. Die Tische waren nicht alle gleich, wohl aber die
„Kommoden und Sessel. Eines der Zimmer war das größte, es
„war das erste in welches man eintrat, das daneben befindliche war

„noch schöner. In allen Zimmern waren große Spiegel mit goldenen „Rahmen; in vieren der Zimmer — im Silber- und Bibliothek-„zimmer und in den beiden vorhin genannten, hiengen von der Decke „Lüstres. Im größten Zimmer war der Tisch länglich rund; Kom-„mode und Sessel waren von einer Art, wie er sonst nie gesehen „hatte. Die Kommode hatte, nach altmodischer Art, in der Mitte „der vordern Seite eine hervortretende Rundung; jede Schublade hatte „zwei Löwenköpfe, an welchen man sie herauszog, in der Mitte waren „die Schlüssellöcher.

„Viele Bilder hingen an den Zimmerwänden. Im Bibliothek-„zimmer waren zwei Spiegel und ein großer Tisch. In einem der „Zimmer waren silberne Schüsseln, Teller, Gabeln und Messer, auch „Kaffeetassen, jedes dieser Geräthschaften besonders und Alles hinter „großen Glasthüren. Unter den Glasschränken waren hölzerne „Schränke mit Flügelthüren, in welchen die meisten und schönsten „Tassen standen. In dem großen Zimmer lag Hauser in einem „Bette, da trat eine Frau zu ihm herein mit gelbem Hut und weißen, „dicken Federn darauf. Hinter ihr trat ein Mann herein mit schwar-„zen Kleidern -— der Rock war ein Frack — einen länglichen Hut „auf dem Kopfe, einen Degen an der Seite und auf der Brust ein „Kreuz an einem blauen Bande. Die Frau trat an Hausers Bett „und blieb stehen. Der Mann blieb ein wenig hinter der Frau zu-„rück. Hauser fragte die Frau, was sie wolle, sie antwortete nicht, „er wiederholte die Frage, sie gab wieder keine Antwort. Sie hielt „ein weißes Sacktuch in der Hand gegen ihn hin, was er erst bei „der zweiten Frage bemerkte. Hierauf ging der Mann und hinter „ihm die Frau zur Thüre hinaus. Dann kam ich (Daumer) herein, „Hauser stand auf und zeigte mir die Wohnung und Zimmer, die „er mit mir durchwanderte. Er ließ mich Eins von ihnen zur Woh-„nung auswählen. Ich wählte das größte, er bestimmte sich seine „Wohnung in dem neben anstoßenden zwar kleinen, aber schöner „ausmöblirten Zimmer.

„Auch meiner Mutter und Schwester wies er zur Wohnung „einige Zimmer an. Jene, sagte er, habe ihm recht gut gekocht und „diese, sein Zimmer recht schön gemacht.

„Zuletzt ging ich mit Hauser in das Bibliothekzimmer, ich „lehrte ihn aus lateinischen und griechischen Büchern, und Hauser „konnte sie alle lesen.

„Darüber wachte er auf und es that ihm sehr weh, daß dies „Alles nur ein Traum gewesen.

„Wenn nur das Eine geblieben wäre, äußerte er, daß er alle „Bücher lesen gekonnt, so wolle er sich gern darüber trösten, daß „alle die andern Herrlichkeiten verschwunden seien."

Es mischt sich hier ächt traumartig die Gegenwart mit einem Bilde der Vergangenheit; denn daß das beschriebene Schloß auf einer Erinnerung aus der Kindheit des Findlings beruhte, kann nicht zweifelhaft sein. Daumer bemerkt nun weiter, daß in diesem Zusammenhang von Erinnerungen auch ein, dem Hauser im November 1828 in visionärer Weise vor Augen tretendes Bild zu gehören schien, worüber er Folgendes erzählt:

„Ich fand damals Hauser mit der Zeichnung eines männlichen „Kopfes beschäftigt, die einen eigenthümlichen, portraitartigen Charakter „hatte. Er sagte mir, das Gesicht stehe vor ihm da, wie er es „hier abgezeichnet. Als ich ihm bemerkte, daß das eine Auge nicht „ganz nach der Richtung, wie das andere blicke, so sah er abwech„selnd auf die Zeichnung und dann nach der Gegend hin, in welcher „der Kopf nach seiner Aussage vor ihm schwebte, wie wenn Jemand „ein Portrait sorgfältig mit dem vor ihm stehenden Original ver„gleicht; hierauf sagte er, der Kopf schiele auch wirklich so, wie er „ihn gezeichnet habe.

„Er konnte wegen eintretenden Augenschmerzen, an denen er „damals bei Augenanstrengungen zu leiden pflegte, das Bild nicht „vollenden und machte erst nach einiger Zeit unordentlich herabhän„gende Haare an demselben, welch' Letztere, von denen er sagte, daß „er sie nach ungewissen Erinnerungen gezeichnet habe, sich von dem „übrigen Theile der Zeichnung merklich unterschieden. Die Farbe der „Haare wußte er nicht mehr zu bestimmen*).

Hieran reiht sich noch ein Aufsatz Hauser's über einen am 2. April 1829 gehabten symbolischen Traum:

„Am 2. April Nachts hatte ich einen Traum, als hätte ich „wirklich einen Mann gesehen, er hat ein weißes Tuch um den Leib „hängen, seine Hände und Füße waren bloß und wunderschön hatte „er ausgesehen. Dann reichte er mir die Hand mit etwas, das einem

*) Uns liegt das Original dieser Zeichnung vor.

„Kranz gleicht; dann sagte er, ich solle ihn nehmen; dann wollte ich „ihn nehmen; dann gab er mir zur Antwort, in 14 Tagen mußt du „sterben; dann gab ich ihm zur Antwort, ich mag noch nicht sterben, „weil ich nicht lange auf der Welt bin und nahm den Kranz nicht, „als er mir zur Antwort gibt, es ist desto besser. Dann stund er „eine Zeit lang vor mir; als ich den Kranz nicht nahm, ging er „rückwärts gegen den Tisch zu, legte ihn auf den Tisch; sobald er „ihn auf den Tisch gelegt hatte, stund ich auf und als ich ihm näher „kam, hatte er einen herrlichen Glanz bekommen. Dann nahm ich „ihn und ging auf mein Bett zu, als ich näher dem Bett zu kam, „bekam er immer einen stärkern Glanz, dann sagte ich: ich will ster„ben; dann war er fort; ich wollte in das Bett hineinsteigen, dann „-- wurde ich wach."

Seine Lebensgeschichte aufzusetzen begann Hauser schon im September 1828, er pflegte aber seine Aufsätze endlos umzuarbeiten und es sind deßhalb, wie von verschiedenen andern Aufsätzen, mehrere Anfänge vorhanden. Wir gelangten durch die Güte des Herrn Professor Daumer in den Besitz von Hauser's eigenhändig geschriebener Lebensgeschichte, übrigens ist solche von Fehlern bereinigt auch in den früher erwähnten „Mittheilungen ꝛc. von Daumer" abgedruckt. Wir unterlassen es hier, dieselbe mitzutheilen, weil sie im Wesentlichen (nur weitläufiger und schwülstiger) dasselbe enthält, was wir bereits durch Mittheilung der öffentlichen Bekanntmachung des Bürgermeister Binder vom 7. Juli 1828 gesagt haben.

Kaspar Hauser war jetzt in seiner geistigen Entwicklung auf dem Standpunkte seines Alters nahezu angelangt und wer ihn kennen gelernt hatte, fand die Ansicht Feuerbachs bestätigt und zur unumstößlichen Gewißheit geführt, daß man es hier nicht mit einem Blödsinnigen oder sich Verstellenden zu thun hatte, sondern daß Hauser von der Natur mit den herrlichsten Anlagen des Geistes, Gemüthes und Herzens ausgestattet war und daß an ihm durch widerrechtliche Gefangenhaltung ein schweres Verbrechen am Seelenleben verübt worden war.

Niemand konnte mehr glauben, daß Kaspar irgend einen Feind habe, der ihn beobachte oder seiner lauere, es waren deßhalb im Daumer'schen Hause keine besondern Vorsichtsmaßregeln für ihn getroffen, der Zutritt von Fremden wurde, weil solche nicht mehr

häufig kamen, selten versagt und so war es für Jedermann leicht, das Innere des Daumer'schen Hauses auszuforschen, den Kaspar zu beobachten und zu erfahren, wie und wo er seine Zeit verwende. Warum sollte man auch einen Feind fürchten? — — — — — Hauser war im Bettlergewand nach Nürnberg geschafft worden, wo er, wie man hoffte, als Vagabund oder Blödsinniger in irgend einer öffentlichen Anstalt oder, wenn die ihm mitgegebene Empfehlung zum Reiterstand berücksichtigt wurde, als Soldat in einem Regimente verschwinden sollte.

Gegen alle Erwartung traf keine dieser Berechnungen ein; der unbekannte Findling gewann sich menschliche Theilnahme, wurde Gegenstand öffentlicher allgemeiner Aufmerksamkeit.

Die Tagblätter füllten sich mit Nachrichten und Nachfragen über den räthselhaften jungen Mann, erst Adoptivkind Nürnbergs, wofür ihn der Magistrat dieser Stadt in seiner öffentlichen Bekanntmachung erklärt hatte, wird er endlich sogar das Kind — Europa's.

Man spricht aller Orten von Kaspars geistiger Entwickelung und nun schreibt sogar dieser Halbmensch seine Lebensgeschichte!

Wer seine Lebensgeschichte beschreibt, muß aber auch von seinem Leben zu erzählen wissen.

Es mußte denen, die das Verbrechen der widerrechtlichen Gefangenhaltung und Aussetzung an Hauser begangen hatten und die alle Ursache hatten in der Dunkelheit zu bleiben, bei der Nachricht von einer Autobiographie Kaspars sehr enge um das Herz werden und es mußte ihnen als eine Nothwendigkeit dünken, das Wachwerden von Erinnerungen bei Hauser zu verhindern. — Welche Mittel waren da möglich? Der sicherste Weg war, den armen Findling aus der Welt zu schaffen.

Es war für die geheimen Verbrecher die Ermordung Kaspar Hausers eine Art Nothwehr geworden, um einer Entdeckung zu entgehen.

Kaspar pflegte Vormittags von 11—12 Uhr außer dem Hause eine Rechnenstunde zu besuchen, am 17. Oktober 1829 aber, es war ein Samstag, dispensirte ihn sein Lehrer von dem Unterricht, weil er schon am frühen Morgen, als er mit der Schwester Daumers auf dem Markte war, von einer so unbeschreiblichen Angst und von

Frostschauer befallen wurde, daß er seine Begleiterin ersuchen mußte, ihre Einkäufe zu beschleunigen und ihn nach Hause zu bringen und weil sich, zu Hause angelangt, seine Aufregung noch steigerte.

Professor Daumer pflegte vor Tisch auszugehen, was er auch an diesem Tage that, und es blieben außer Kaspar, den man auf seinem Zimmer wußte, die Mutter und die Schwester Daumers in der Wohnung und Letztere war um diese Zeit mit der Reinigung des Hauses, wie es jeden Samstag zu geschehen pflegte, beschäftigt.

Das Haus, in welchem Daumer wohnte, liegt in einem entfernten, wenig besuchten Theile der Stadt auf einem großen, öden Platze, auf der sogenannten Schütt, einer Insel, die durch zwei Arme der Pegnitz gebildet ist.

Wir haben im Interesse genauerer Darstellung der nachfolgenden Mittheilungen das Haus in Augenschein genommen und schicken deßhalb eine Beschreibung des Hauses voraus.

Dasselbe ist düster aussehend, nach alter Nürnberger Bauart äußerst unregelmäßig gebaut, besteht aus einem Vordergebäude, welches der Hauseigenthümer Haubenstricker bewohnte und einem Hintergebäude, in welchem die Daumer'sche Familie ihre Wohnung hatte. Eine besondere Hausthüre führt über einen den Hofraum von zwei Seiten einschließenden Gang zur Treppe des Daumer'schen Quartiers und auf jenem Gange ist nebst einem Holzstall, Geflügelraum und andern ähnlichen Behältnissen, dicht unter einer Wendeltreppe in einem Winkel ein sehr niedriger enger Abort. Dieser, ohnehin kleine Raum, ist durch eine davor stehende spanische Wand noch mehr verengt und wer sich auf dem Gange zu ebener Erde, allenfalls in der Nähe der Holzkammer befindet, kann sehr gut beobachten, wer von der Treppe herabkömmt und diesen Ort besucht.

Als gegen 12 Uhr des erwähnten Tages die Schwester Daumers noch mit Fegen beschäftigt war, wurde sie auf der Treppe mehrere Blutflecken und blutige Fußspuren gewahr, die sie sogleich aufwischte in der Meinung, Kaspar möge auf der Treppe aus der Nase geblutet haben. Sie ging darauf auf dessen Zimmer, um ihn darüber zu Rede zu stellen. Sie fand Kaspar nicht, wohl aber bemerkte sie in dessen Stube nahe an der Thüre ebenfalls ein paar blutige Fußtritte und nachdem sie wieder die Treppe herabgegangen

war, um auch unten den Gang zu fegen, entdeckte sie eine große Lache gestockten Blutes in der Nähe der spanischen Wand.

Die dazu gekommene Tochter des Hauseigenthümers meinte, das Blut sei von einer Katze, die Junge geworfen habe und bestärkte die Käthi (Daumers Schwester) in der Meinung, Kaspar sei in diese Blutlache getreten und habe diese Unreinlichkeiten gemacht.

Der Mittagstisch war gedeckt und Kaspar, der sonst immer pünktlich zum Essen kam, blieb aus, was die alte Frau Daumer veranlaßte, Kaspar zu suchen und zu rufen.

Als sie ihn in seinem Zimmer nicht fand, an der Wand aber seinen Rock hängen sah, zweifelte sie nicht, daß er sich auf dem Aborte befinde; — doch — auch dort blieb ihr Rufen unbeantwortet und jener Ort war offen und leer.

Frau Daumer war gerade im Begriffe wieder in das Zimmer hinauf zu gehen, als ihr eine Nässe auf der Kellerthüre auffiel, die ihr wie Blut vorkam. Schlimmes ahnend, hob sie die Kellerthüre auf, bemerkte auf allen Kellerstufen theils Bluttropfen, theils größere Blutflecken; sie stieg nun bis zur untersten Stufe hinab und sah nun von hier aus in dem von Wasser angefüllten Keller in einem Winkel etwas Weißes aus der Ferne schimmern. Sie eilte hierauf zurück und forderte die Magd des Hausherrn auf, mit einem Lichte in den Keller zu gehen, um nachzusehen, was darin Weißes liege.

Kaum hatte das Mädchen auf den bezeichneten Gegenstand hingeleuchtet als sie ausrief: „Da liegt der Kaspar todt!" — sie hob nun mit dem Sohne des Hausherrn, der inzwischen herbei gekommen war, den Kaspar auf und schleppten ihn aus dem Keller herauf; er gab keine Lebenszeichen von sich, sein todtenbleiches Gesicht war ganz mit Blut bedeckt und endlich oben angekommen, war ein gewaltiges Stöhnen das erste Zeichen, daß er noch nicht todt ist; dann rief er mit dumpfer Stimme: „Mann! — Mann!"

Er wurde sogleich in das Bett verbracht, wo er mit geschlossenen Augen von Zeit zu Zeit folgende abgebrochene Worte und Sätze bald schrie, bald vor sich her murmelte.

„Mutter! Professor erzählen! Abtritt! Mann g'schlagen! schwarzer Mann wie Kuchen (Kaminfeger) -- Mutter sagen! nit funden mein Zimmer! (nicht gefunden mein Zimmer) „in den Keller verstecken!" ꝛc.

Es überfiel ihn hierauf ein starker Fieberfrost, der bald in heftige Paroxismen, endlich in völlige Tobsucht überging, in welcher einige starke Männer Mühe hatten, ihn zu halten. In seinen Wuthkrämpfen, biß er von einer Porzellantasse, in welcher man ihm ein warmes Getränk beibringen wollte, ein Stück heraus.

Beinahe 48 Stunden befand er sich in dem Zustande vollkommener Geistesabwesenheit. In seinen Delirien während der Nacht, sprach er von Zeit zu Zeit folgende abgebrochene Sätze vor sich hin:

„Herr Bürgermeister sagen! Mann weg! Mann kommt! „Nicht umbringen! nicht Mund zu halten! nicht sterben! „Mann mich umbringen! Ich alle Menschen lieb! Niemand „nicht than ich! Frau Bürgermeisterin helfen! Warum „Mann mich umbringen! ich auch gerne lebe! Hast mich „niemals herausgethan aus meinem Gefängniß, du mich „gar umbringen! Du mich zuerst umgebracht, ehe ich verstanden, was Leben ist! Du mußt sagen, warum mich ein„gesperrt hast gehabt!" u. s. w.

Die meisten dieser Sätze wiederholte er sehr oft unordentlich durch einander.

Die von dem Untersuchungsgerichte — dem die Polizeibehörde endlich jetzt die Behandlung der Hauser'schen Angelegenheit überlassen hatte — unter Zuziehung des Stadtgerichtsphysikus, am 20. Oktober vorgenommene Besichtigung Hauser's, gewährte folgendes Ergebniß:

Man fand die Stirn des im Bette liegenden Hauser in der Mitte durch eine scharfe Wunde verletzt, über deren Entstehung kein Zweifel vorhanden war, daß sie mit einem sehr schneidenden Instrumente mittelst Hieb oder Stoß beigebracht wurde.*)

Außerdem gab der Gerichtsarzt Dr. Preu als visum et repertum die Beschreibung der Wunde zu Protokoll, welche die Entstehung durch Hieb (Hauen und Durchziehen mit scharfem Messer) als sehr wahrscheinlich darstellte.

Die Wunde war, wie derselbe Arzt erklärte, an und für sich unbedeutend und hätte an jeder andern Person leicht in sechs Tagen geheilt werden können; allein bei Kaspars höchst reizbarem Nervensystem war er erst nach 22 Tagen von den Folgen der Verwundung

*) Folgt eine Auseinandersetzung der Gründe.

genesen. (Der Thäter konnte, da Kaspar sogleich blutend zusammenstürzte, sein Werk für gelungen halten und durfte auch, da er vermöge der Beschaffenheit des Orts jeden Augenblick befürchten mußte, betroffen zu werden, nicht länger bei seinem Opfer verweilen, um, falls der Streich nicht vollständig gelungen wäre, das Unvollendete zu vollbringen. So kam Kaspar mit seiner Stirnwunde davon).

Hauser erzählt das Ereigniß im Wesentlichen wie folgt:

„Am 17. hatte ich die Rechnungsstunde, die ich täglich bei „Herrn E. von 10—12 Uhr zu besuchen pflegte, aussetzen müssen. „Ich hatte nämlich eine Stunde zuvor, als ich Herrn Dr. Preu besucht hatte, von diesem eine welsche Nuß erhalten und fühlte mich „darauf, obwohl ich kaum den vierten Theil davon genossen hatte, „höchst unwohl. Herr Professor Daumer, den ich hievon in Kenntniß gesetzt hatte, befahl mir, diesmal meine gewöhnliche Stunde „nicht zu besuchen, sondern zu Hause zu bleiben.

„Herr Professor ging aus und ich verfügte mich auf meine „Stube, um mich mit Schreiben zu beschäftigen, aber Leibesschmerzen „verhinderten mich, zu arbeiten. Ich ging dann auf den Abort und „hörte da nach einer halben Viertelstunde von der untern Holzkammer „her ein Geräusch, ähnlich demjenigen, welches mit der Eröffnung „dieser Thüre gewöhnlich verbunden und mir wohl bekannt war; auch „nahm ich einen leisen Ton der Hausthürglocke wahr, welche mir „jedoch nicht vom Anschellen, sondern von unmittelbarer Berührung „der Glocke selbst herzurühren schien. Gleich nachher, hörte ich leise „Fußtritte vom untern Gang her und zugleich sah ich durch den „Raum der spanischen Wand und Stiege, daß eine Mannsperson „aus dem Gange daher schlich.

„Ich bemerkte den ganzen schwarzen Kopf der Mannsperson, „und meinte er sei der Schlotfeger; ich verweilte noch einen Augenblick, weil es mich genirte, bemerkt zu werden, und als ich, während „ich mich ankleidete, meinen Kopf etwas hervorstreckte, um zu sehen, „ob der Schlotfeger fort ist, stand der schwarze Mann vor „mir und gab mir einen Schlag auf den Kopf, in Folge „dessen ich sogleich mit dem ganzen Körper auf die spanische Wand „niederfiel.

„Vom Gesicht und von den Haaren dieses Mannes, konnte ich „gar nichts wahrnehmen, denn er war verschleiert und zwar, wie ich

„glaube, mit einem über den ganzen Kopf gezogenen schwarzseidenen „Tuch.

„Nachdem ich geraume Zeit bewußtlos gelegen sein muß, kam „ich endlich wieder zu mir und spürte etwas Warmes, mir über das „Gesicht laufen und griff nach der Stirne mit beiden Händen, die „hierauf blutig wurden. Erschreckt hierüber wollte ich zur Mutter, „(Daumer's Mutter nannte er so) hierauf kam ich aber in der Ver= „wirrung und Angst statt zur Thüre der Mutter, an den Kleiderschrank „vor meiner Stube.*) Ich fürchtete immer, der Mann, der mich ge= „schlagen, sei noch im Hause und werde zum zweiten Male über „mich kommen. Jetzt verging mir das Gesicht und ich suchte mich „durch Anhalten mit der Hand am Schranke aufrecht zu erhalten.**) „Als ich mich erholt hatte, wollte ich abermals zur Mutter hinauf, „kam aber in weiterer Verwirrung statt die Treppe hinauf die Treppe „herab und befand mich zu meinem Entsetzen wieder unten im Gange. „Als ich die Kellerthüre erblickte, gab mir die Angst den Gedanken „ein, mich im Keller zu verstecken. Die Fallthüre des Kellers war „zu, wie ich die Kraft erlangt habe, die schwere Fallthüre aufzuheben, „ist mir bis zur Stunde unbegreiflich, gleichwohl that ich es und „schlupfte in den Keller hinein.

„Durch das im Keller befindliche kalte Wasser, in das ich „hinein mußte, kam ich zu besserem Bewußtsein, ich bemerkte einen „trockenen Fleck auf dem Boden des Kellers und ließ mich daselbst „nieder. Ich hatte mich kaum niedergelassen, als ich 12 Uhr läuten „hörte, da dachte ich bei mir, nun bist du hier ganz verlassen, es „wird dich hier Niemand finden und du wirst hier umkommen. „Dieser Gedanke füllte meine Augen mit Thränen, bis mich Erbrechen „überfiel und ich hierauf das Bewußtsein verlor. Als ich mein Be= „wußtsein wieder erlangt hatte, fand ich mich in meiner Stube auf „dem Bette und die Mutter neben mir."

Am dritten Tage nach dem Vorfalle kehrte seine Besinnung so weit zurück, daß man ein Verhör mit ihm vornehmen konnte, dem

---

*) Jeder Schritt und Tritt Kaspars in seiner Erzählung wurde durch Blutspuren nachgewiesen.

**) Die Blutspuren an Hausers Kleiderschrank waren noch einige Tage nachher zu sehen.

der Präsident des Appellationsgerichts in Ansbach Ritter Anselm von Feuerbach beiwohnte.

Dem Hauser war es unmöglich, das Aeußere seines Mörders zu beschreiben außer dem, was wir bereits im Vorhergehenden erfahren haben, konnte er nur noch angeben, daß der schwarz verhüllte Mann lederne Handschuhe trug.

Mit Recht nahm dieser Vorfall die ausgezeichnete Thätigkeit der Justiz- und Polizeibehörden in Anspruch und es wurde keine Mühe gespart dem Meuchelmörder auf die Spur zu kommen.

Bald ergaben sich auch mehrere Spuren des Thäters. Dahin gehört z. B., daß an demselben Tage, in derselben Stunde, in der die That geschehen, der von Kaspar beschriebene Mann gesehen worden ist, wie er sich aus dem Daumer'schen Hause wieder entfernte; daß um dieselbe Zeit diese Person gesehen worden ist, wie sie nicht sehr weit vom Daumer'schen Hause in den auf der Straße stehenden Wasserkufen sich die wahrscheinlich blutigen Hände gewaschen hat; daß ungefähr 4 Tage nach der That ein eleganter Herr, in der von Hauser angegebenen Figur, sich vor den Thoren der Stadt zu einer gewöhnlichen, eben nach der Stadt gehenden Frau gesellt, sich bei dieser angelegentlich nach dem Leben oder Tod des verwundeten Hausers erkundigt hat, dann mit dieser Frau bis unter das Thor gegangen ist, wo ein die Verwundung Hausers betreffender magistratischer Anschlag zu lesen war und nachdem er ihn gelesen, ohne die Stadt zu betreten, sich wieder entfernt hat 2c.

Ferner darf hier die auffallende Erscheinung nicht unerwähnt bleiben, daß ein gewißer Lord Stanhope den 22. Oktober 1829, also den 5. Tag nach der Verwundung Hausers in Nürnberg war, im Gasthause zum wilden Manne logirte, sich da einige Tage aufhielt, angeblich weil an seinem Wagen etwas gebrochen war, und daß er am 23. Oktober von zwei Kavalieren in diesem Gasthofe Besuch erhielt. Der Eine dieser Herren war ein blatternarbiger Mann mit stolzer Haltung und etwa 40 Jahre alt, der Andere hatte außer seiner Kleidung nichts Nobles an sich.

Auch dürfen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß Hauser auch in geheimes Verhör genommen war und doch über den schwarzen Mann, dessen Kleidung und Figur einigen Aufschluß gegeben haben dürfte, denn es hieß alsbald, daß der Mann dem Hauser den Tod

angedroht habe, wenn er über den Vorfall Mittheilung machen würde und Feuerbach sagt in der mehrerwähnten Schrift — „Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen ꝛc." — daß die Beschreibung des Mannes wohl nicht mittheilbar sei und daß dem Schriftsteller nicht erlaubt sei, Dinge zu besprechen, welche vorderhand nur dem Staatsbeamten zu wissen erlaubt seien.

Ferner sagt er am Schluße erwähnter Schrift:

„Uebrigens darf ich die Versicherung aussprechen, daß die forsch-„ende Justiz unter Anwendung aller ihr zu Gebote stehenden Mittel, „selbst der außergewöhnlichsten, ihre Pflichten ebenso rastlos als rück-„sichtslos zu erfüllen, nicht ohne allen Erfolg bemüht gewesen „ist.

„Allein dem Arme der bürgerlichen Gerechtigkeit sind „nicht alle Fernen, noch alle Höhen und Tiefen erreichbar, und „bezüglich mancher Orte, hinter welchen sie den Riesen eines solchen „Verbrechens zu suchen Gründe hat, müßte sie, um bis zu ihm „vorzudringen, über Josua's Schlachthörner oder wenigstens über „Oberons Horn gebieten können, um die mit Flegeln bewehrten „hochgewaltigen Kolosse, die vor goldenen Burgthoren „Wache stehen, und so hageldicht dreschen, daß zwischen Schlag „und Schlag sich unzerknickt kein Lichtstrahl drängen mag, für „einige Zeit in ohnmächtige Ruhe zu bannen.*)

Doch was verübt' die schwarze Mitternacht,
Wird endlich, wenn es tagt, an's Sonnenlicht gebracht.

Gleich nach dem mißlungenen Mordversuch, bekam Kaspar zwei Polizeisoldaten zur Bewachung, welche Tag und Nacht bei ihm waren und ihn nach seiner Wiederherstellung auf allen seinen Wegen begleiteten. Da die Daumer'sche Familie ruhig und zurückgezogen in dem beschriebenen entfernten Stadttheile lebte und es derselben lästig sein mußte, Tag und Nacht diese Polizeisoldaten da zu haben, zudem auch der Weg für die Wachen zeitraubend und unbequem war, so wurde Hauser auf Befehl des Magistrats von dort weggenommen und in das Haus des Magistratsraths Kaufmann Bieberbach gebracht, wo er ebenfalls liebevoll aufgenommen wurde und ein Logis bekam, in

---

*) Feuerbach mußte bestimmte Anzeige haben, um derartige allegorische Andeutungen geben zu können.

welchem er sehr sicher bewahrt wurde, doch blieben ihm seine beiden Wächter auch hier.

Der Zutritt von vornehmen Fremden wurde zwar gestattet, jedoch nur unter Zuziehung einer Haus- oder Gerichtsperson, was namentlich auch dem Hauser sehr erwünscht war, weil er seit dem an ihm verübten Mordversuche eine an Feigheit grenzende Furchtsamkeit zeigte. Diese Furchtsamkeit wurde noch dadurch erhöht, daß Hauser einmal in der Bieberbach'schen Wohnung ein Pistol in die Hand bekam, das losging und ihn etwas verbrannte.

Die Lehrer Hausers unterrichteten ihn auch ferner und zwar wie bisher unentgeltlich, nun wurde aber, wie sich hervorragende Männer äußerten, ein Mißgriff dadurch gemacht, daß man Hauser in das Gymnasium schickte und ihn noch obendrein sogleich in einer höheren Klasse den Anfang machen ließ. Dieser arme Jüngling, der erst seit Kurzem den ersten Blick in die Welt gethan und nachzuholen hatte, was unsere Kinder schon an der Mutterbrust lernen, mußte auf einmal mit der lateinischen Grammatik, mit lateinischen Exercitien, mit Cornelius Nepos und endlich gar mit Cæsar de bello gallico seinen Kopf zermartern. Ich weiß nicht, sagte er öfters in Unmuth und halber Verzweiflung, wozu ich all' diese lateinischen Sachen brauchen soll, da ich doch kein Pfarrer werden kann und kein Pfarrer werden mag.

Das drückende Gefühl von seiner Unwissenheit und Abhängigkeit, die Ueberzeugung, daß er nie im Stande sein werde, die verlorne Jugend wieder einzubringen, seinen Altersgenossen gleich zu kommen und ein in der Welt brauchbarer Mensch zu werden, — verursachte bei Hauser oft wehmüthiges Klagen. In diesem weinte er manch' bittere Thräne, weil er doch die Ueberzeugung hatte, daß er des schönsten Theiles seines Lebens beraubt wurde und man ihm sogar alle zur physischen und geistigen Entwickelung nöthigen Mittel entzogen habe. Die größte Besorgniß und Seelenangst aber, erregte in ihm, zufolge des an ihm verübten ersten Mordversuchs, der Gedanke, daß man seinem ohnehin kümmerlichen Leben noch immer nachstelle und er ruchloser Hand zum Opfer fallen werde.

Während Kaspar bei Bieberbach wohnte, hat sich nur ein erwähnenswerther Fall ereignet; es war die Entdeckung, daß Kaspar

ungarische und slavonische Wörter verstand, welche ein gewisser Lieutenant von Pirch von Berlin, der ihn besuchte, machte. Es gab dieß zu verschiedenen Gerüchten Anlaß, es stellte sich aber bald heraus, daß es nur eingelernte Wörter waren, die wahrscheinlich zum Irreführen berechnet waren.

Kaspar Hauser kam aus dem Hause Bieberbachs zu Herrn von Tucher, welcher zum Vormund ernannt war (Juni 1830), er behielt auch da seine Wächter, frequentirte seine Lehrstunden fleißig und war in vielen angesehenen Familien willkommener Gast.

Ende Mai 1831, trat plötzlich wie aus den Wolken gefallen, Lord Stanhope auf; derselbe, dessen wir bereits als einer auffallenden Erscheinung erwähnten und der sich seit dem Mordversuch, der an Hauser gemacht wurde, in Ungarn aufgehalten hatte. Seine Ankunft in Nürnberg machte dießmal großes Aufsehen in allen Gesellschaften, Gast- und Wirthshäusern, sogar unter dem gewöhnlichen Gassenpublikum wurde erzählt, es wäre ein reicher englischer Graf angekommen, der den Kaspar Hauser als seinen S o h n a d o p t i r e n und mit nach England nehmen wolle.

Die Veranlassung zu diesem Gerüchte war, weil Stanhope gleich bei seiner Ankunft im Gasthause zum wilden Mann, sich nach dem „lieben verlassenen Jüngling" sehr theilnehmend erkundigte und denselben zu sehen und zu sprechen wünschte.

Als der Lord benachrichtigt wurde, daß dieß mit Erlaubniß des Bürgermeisters geschehen könne, begab er sich sehr bald dahin und trug demselben seinen Wunsch vor.

Sogleich wurde Kaspar geholt und ihm vorgestellt und Stanhope zeigte sich sehr liebreich, herablassend und freundschaftlich gegen Kaspar und bat den Bürgermeister zu erlauben, daß ihn Kaspar besuchen dürfe, was auch gleich den zweiten Tag erfüllt wurde.

Der Graf Stanhope (dießmals ließ er sich als „Se. Herrlichkeit der Graf" einschreiben) beschenkte den Kaspar mit einer goldenen Uhr, einem Ring, einem Etui nebst mehreren andern Kleinigkeiten; er stellte sich völlig verliebt in diesen Jüngling und äußerte, daß er ihn als seinen Sohn haben und m i t s i c h n e h m e n m ö c h t e.

Diesen Antrag stellte er auch an den Magistrat mit dem Beisatze, daß er den Hauser adoptiren wolle; allein der Magistrat äußerte, daß dieß erst in pleno vorgetragen werden müsse, was dann auch geschah.

Das Votum ging darauf aus, wenn sich der Graf legitimiren könne, daß er hinlängliches Vermögen besitze, um damit Kaspar auf Zeitlebens glücklich zu machen, so solle dann sein Begehren erfüllt werden. Auf diese Erklärung reiste Stanhope nach einem Aufenthalt von 10 Tagen, nachdem er 500 fl. zu Kaspars besserer Erziehung bei dem Magistrat hinterlassen hatte, nach München ab, wo er den 14. Juni 1831 ankam und im schwarzen Adler wohnte.

Nicht uninteressant dürfte es sein, daß einige Bürger in Nürnberg in dem Lord jenen vornehmen Fremden wieder erkennen wollten, der sich zur Zeit des Mordversuchs vor zwei Jahren auch in demselben Gasthofe zum „wilden Mann" einige Tage aufgehalten habe.

Den 12. Juli 1831 reiste er nach Innsbruck und kam erst den 4. September wieder nach Nürnberg zurück, logirte in demselben Gasthause wie früher und gab im Fremdenbuche an: „Graf von Stanhope kommt von London."

Er brachte enorme Creditbriefe mit, durch welche er dann sein großes Vermögen beweisen wollte. Solch' glänzendes Auftreten, die so uneigennützige, ja großmüthige Behandlung des Nürnberger Pflegekindes, verblendeten den Magistrat wie die Mehrheit der Einwohner; man verehrte den edlen Briten, der sich so väterlich des Kaspar Hauser annahm, der ihn fast täglich zu Tische lud, mit ihm Arm in Arm spazieren ging und ihn reichlich unterstützte ꝛc.

Freilich verbreiteten sich wieder allerlei andere Gerüchte über den Grafen und Vorsichtigere warnten, nicht dem Scheine zu trauen, beobachteten die Handlungen des Grafen im Stillen und zogen Erkundigungen über ihn ein, die ergaben, daß Stanhope nichts weniger als so reich sei, daß er Frau und Kinder habe und gar nicht in der Lage sei, einen Fremdling adoptiren zu können; diese im Stillen umlaufenden Gerüchte verzögerten dann auch die förmliche Ueberlassung Kaspar Hausers an Stanhope. Die Männer jedoch, welche Kaspar Hausers Interessen zunächst zu wahren hatten, der Vormund von Tucher und der Bürgermeister Binder waren so sehr von der Ehrenhaftigkeit und dem Reichthum „Seiner Herrlichkeit" überzeugt, sahen diesen Schutz als ein so unerwartet großes Glück an, daß sie alle Verdächtigungen abwiesen und sich immer wieder auf die Creditbriefe bezogen, welche Stanhope bei dem Kauf-

mann und Marktvorsteher Merkel wahrscheinlich in der Absicht, daß die Höhe des Credits mehr bekannt würde, deponirt hatte.

Es entging dabei den Meisten, daß solche Papiere gewöhnlich nicht aus der Hand gegeben und nur bei Empfang von Geldern den Banquiers vorgezeigt werden, auch wußte man nicht allgemein, daß der Graf auf die gleichsam als Faustpfand hinterlegten Briefe von Merkel Vorschüsse genommen habe. Auf näheres Befragen, erklärte dieser, daß die Accreditive von deutschen Wechselhäusern, besonders von Frankfurt a. M. und Karlsruhe ausgestellt seien, letztere von H. Vierordt und S. Haber. Es schien sich daher immer mehr herauszustellen, daß der fremde Herr diese, auf die Papiere erhobenen Summen nicht für sich allein, sondern zunächst für einen bestimmten Zweck, in erster Linie für Kaspar Hauser verwende und daß die großen Creditbriefe nicht sein Eigenthum seien, sondern ihm von der Seite anvertraut worden, wohin er Kaspar ausliefern sollte.

Die fortwährenden Zweifel ließen den Grafen einsehen, daß er noch nicht zu seinem gewünschten Ziele gelangen könne und daß eine Zudringlichkeit die Sache nur auffallender mache. Der lange Aufenthalt verursachte ihm indessen viele Kosten und er sann ungeduldig nach einem andern Auswege, um sein Ziel zu erreichen und schickte sich deßhalb zur Reise nach Ansbach, dem Wohnsitze des Präsidenten von Feuerbach, des edlen für das wahre Wohl Hausers beseelten Menschenfreundes, an.

Vor seiner Abreise überhäufte er Hauser mit übermäßigen Geschenken und suchte ihn an sich zu fesseln und durch Vorspiegelungen und Erzählungen kalt und fremd gegen den Vormund zu machen, was auch in der That nicht ohne Erfolg blieb und alsbald einen Briefwechsel des Vormundes von Tucher mit Lord Stanhope hervorrief, von welchem uns die Originalien vorlagen und bei dem sich auch Feuerbach betheiligte.

von Tucher schreibt u. a. an den Lord, nachdem er in Lobeserhebungen des Edelmuths, der Herzensgüte 2c. des hohen Gönners Kaspar Hausers sich ergangen hatte und seine tiefe Verehrung betheuert hatte, daß er ihm nicht verhehlen könne, in welch' nachtheiliger Weise sich des Mündels Charakter und Benehmen seit des Lords Anwesenheit geändert habe. Er, v. Tucher, halte es daher in seiner Eigen=

schaft als Vormund für Pflicht, den großherzigen Beschützer hierauf, sowie auch auf das Wesen Kaspar Hausers selbst näher aufmerksam zu machen.

Der Junge sei in seiner Ausbildung eigentlich nicht weiter vorgeschritten, als ein Kind von 10 bis 12 Jahren und müßte daher als solches behandelt werden; der Lord sei aber mit Kaspar Hauser beinahe wie mit Seinesgleichen umgegangen, habe ihn verwöhnt, bevorzugt und ihn daher seiner bisher gewohnten Sphäre entrückt, die nächste Folge davon wäre daher natürlich gewesen, daß sich der Pflegsohn seiner bisherigen Umgebungen entfremdet habe 2c. Ein so rascher Uebergang hätte wie betäubend auf ihn einwirken, ihn verstimmen, mit seiner Lage unzufrieden machen und so die Früchte verkümmern müssen, welche eine sorgfältige, seiner Lage angemessene Erziehung hätte heranreifen lassen sollen. Er, Tucher, sei weit davon entfernt, dem Grafen wegen der liebevollen, großmüthigen Behandlung, welche er Kaspar Hauser habe angedeihen lassen, einen Vorwurf zu machen, da ihm ja das, in dem eigenthümlichen Schicksale begründete räthselhafte Wesen desselben nicht bekannt sein konnte 2c., bei der jetzt eingetretenen Umwandlung sei es aber für ihn (Tucher) und seine Familie unmöglich geworden, den Findling länger im Hause zu behalten. Kaspar Hauser, früher so fügsam, wahr und willig, sei störrisch, mißtrauisch, lügenhaft und unzufrieden geworden, sehne sich nach seinem Wohlthäter zurück und sehe sich als einen unabhängigen, selbstständigen Mann an, dem man nichts mehr zu befehlen habe 2c., — so sei er in Thränen ausgebrochen, als man ihm die 100 fl., welche der Graf ihm zurückgelassen, genommen, um sie für ihn zu verwenden, habe seinen Pflegeltern und Freunden alles Vertrauen entzogen 2c., auch seine (Tuchers) alte, erfahrene, feingebildete Mutter hätte sich über Kaspar Hauser's Undank bitter beklagt und auf seine Entfernung gedrungen 2c. Das lange Schreiben schließt mit der Alternative: Lord Stanhope solle entweder den Knaben zu sich nehmen, ihn (Tucher) der Pflichten des Vormundes entbinden 2c., oder sich während einiger Jahre jedes schriftlichen oder mündlichen Verkehrs mit Kaspar Hauser zu enthalten, während welcher Zeit er indessen stets genaue Nachricht über denselben erhalten würde. Sollte der Graf auf keinen dieser Vorschläge einzugehen Willens sein, so könne Kaspar Hauser auch einem verständigen Manne zur weiteren

Ausbildung anvertraut werden, in welchem Falle Stanhope um einen jährlichen Beitrag ersucht werde ꝛc.

Dieser Brief fand eine sehr ungnädige Aufnahme, der Lord wies stolz, beinahe beleidigend alle diese gut gemeinten Anträge zurück, nahm Kaspar Hauser gegen die vermeintlich gehässigen Anschuldigungen in Schutz und schien so aufgebracht, daß Tucher dessen Benehmen als ein unvernünftiges bezeichnete.

Die Stimmung über den in Himmel erhobenen Fremden, hatte sich daher bald sehr ungünstig gewendet, und es machte sich Tucher dieser Stimmung in einem Schreiben an Feuerbach noch im November 1831 Luft. Er beklagt sich darin über den Ton, die Erbitterung und die ungerechten Vorwürfe des Grafen, führt an, daß Merkel, seine Mutter und andere verständige Leute völlig mit seinen Ansichten einverstanden seien ꝛc, er habe sich daher entschlossen, da Stanhope Kaspar Hauser zu sich zu nehmen weigere, für dessen Unterhalt und Erziehung auch ferner zu sorgen, wenngleich es ihm unter diesen Umständen schwer falle, so hoffe er doch, daß mit der Zeit Kaspar Hauser sein Unrecht gegen ihn und alle ihm befreundeten Nürnberger einsehen, sich offen und nicht als Heuchler zeigen werde ꝛc. Er glaube daher, einen frühern Plan, nämlich den einer öffentlichen Sammlung, aufnehmen zu müssen, um Kaspar Hauser völlig dem nachtheiligen Einflusse und der Affenliebe Stanhope's zu entziehen. Zu diesem Behufe richte er an Feuerbach die Bitte, dem Grafen die vorgefaßten Meinungen zu benehmen und ihn wo möglich zu bestimmen, sich künftighin jeder Einwirkung auf Kaspar Hauser zu enthalten. Selbst auf das physische Wohlsein des Jünglings habe der Britte einen schädlichen Einfluß geübt. Die ungewohnte Kost, die Uebersättigung mit Süßigkeiten, die Getränke, hätten Kaspar Hauser den Magen verdorben, er sehe übel aus, sei arbeitsscheu, mürrisch, träge ꝛc. geworden.

Diesem Briefe an Feuerbach war ein weiteres Schreiben an Stanhope beigegeben, worin Tucher versichert, daß er den Lord keineswegs habe beleidigen wollen, er hoffe daher, derselbe werde seine Vorschläge einer reiflicheren Prüfung unterziehen, ihm Gegengründe, Bedingungen ꝛc mittheilen, — er sei bereit, durch den Beweis seines Unrechts sich gerne belehren zu lassen und werde Alles thun,

was sich immer mit dem Besten des ihm anvertrauten Mündels vertrage.

v. Tucher verband bei diesem Schreiben sicherlich die gewissenhafte Ausübung seiner Pflicht mit der Rücksicht, welche er Stanhope so lange schuldig zu sein glaubte, als diese doch möglicher Weise immer noch auf Kaspar Hauser's Zukunft günstig einwirken konnte. v. Tucher und Feuerbach sahen deßhalb in dem Engländer, der sich so freigebig und theilnehmend für Kaspar Hauser erwiesen, einen Ehrenmann, dem man manche Sonderbarkeit des Benehmens zu gut halten mußte. Stanhope ging auf das Ansuchen Tuchers nicht ein und wandte sich unmittelbar an Feuerbach. Er stellte ihm vor, daß Kaspar Hauser in diesen beengenden Verhältnissen in Nürnberg beständig bewacht, sich nicht behaglich, ja unglücklich fühlen müsse und bat endlich den berühmten Rechtsgelehrten, Kaspar Hauser in seinem eigenen Hause in Ansbach aufzunehmen. Der Magistrat von Nürnberg ertheilte hierzu seine Bewilligung, ohne jedoch seine Rechte auf Kaspar Hauser aufzugeben. Stanhope scheint diesen Plan schon während seines dreimonatlichen Aufenthaltes in Nürnberg gehegt zu haben: er war da ohne alle Beschäftigung, widmete sich ausschließlich der Sache seines Pfleglings, vermied den Umgang mit seinen Landsleuten, die ankamen oder durchreisten, und bewohnte überdieß einen Gasthof zweiten Ranges, in welchem nicht vornehme Gäste, sondern Handelsreisende einkehrten.

Der Lord kehrte nun nach Nürnberg zurück, um Kaspar Hauser abzuholen und führte ihn selbst am 1. Dezember 1831 nach Ansbach.

Welche Beweggründe mögen den Lord Stanhope wohl bestimmt haben, Kaspar Hauser ohne dringende Nothwendigkeit aus seiner bisherigen Lage zu reißen, sich selbst die Last der Erziehung eines ihm ganz fremden jungen Mannes aufzubürden, die volle Verantwortlichkeit für diesen immerhin gewagten Schritt zu übernehmen? War es vielleicht wirkliche Theilnahme an dem Schicksale Kaspar Hauser's? Lag irgend eine versteckte Absicht zu Grunde? So fragte man sich allgemein und auch in auswärtige Zeitungen ging der Ausdruck dieses Erstaunens über. Der Graf gab zu verstehen, daß er Kaspar Hauser einer kleinlichen Behandlung, ängstlicher Beaufsichtigung entziehen wolle, daß sein Zögling eines bessern Looses würdig sei, als das, welches ihm die Stadt Nürnberg bereiten könne, daß er für

dessen fernere Ausbildung zu sorgen und mit ihm eine Reise nach Italien anzutreten gedenke 2c. Lord Stanhope bewohnte im Gasthofe zum Stern in Ansbach mehrere Zimmer im ersten Stockwerke, die besten des Hauses.

Sein Wunsch, Kaspar Hauser in die Familie des Präsidenten von Feuerbach unterzubringen, ging nicht in Erfüllung: der Schützling wurde daher am 9. Dezember 1831 dem Schullehrer Meyer in Kost, Wohnung und Pflege übergeben und überdieß unter besondere Aufsicht des Gendarmerielieutenants Hickel gestellt; ein alter ausgedienter Soldat begleitete Kaspar Hauser bei seinen Ausgängen. Meyer und andere Lehrer ertheilten ihm den nöthigen Schulunterricht und da man den Lord darauf aufmerksam machte, daß Kaspar Hauser nur sehr mangelhafte Begriffe von Religion habe, so übernahm es der protestantische Pfarrer Fuhrmann, ihm die ersten Grundzüge der christlichen Lehre beizubringen. Inzwischen sprach Stanhope noch immer von einer Reise nach Italien oder England mit Kaspar Hauser, äußerte im Gespräche und ließ auch in öffentlichen Blättern verbreiten, daß ihm nichts angelegener sei, als den Findling anständig zu versorgen, ihn zu irgend einem Berufe heranzuziehen, für sein geistiges wie leibliches Wohl zu wachen und ihn mit einem Worte „zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft zu bilden.“ Er warf ihm in Ansbach einen angemessenen Jahresgehalt aus, der auch immer regelmäßig bezahlt wurde.

Wie in Nürnberg, wurde Kaspar Hauser auch in Ansbach allenthalben freundlich aufgenommen und fand besonders bei Feuerbach fortwährend Rath und Hilfe. Stanhope aber verläugnete keinen Augenblick seine Theilnahme, gab ihm beständige Beweise besondern Wohlwollens und stand auch mit Kaspar Hausers Bekannten in freundlichen Beziehungen.

So gestalteten sich die Dinge in Ansbach einige Zeit einförmig und ruhig, doch nur zu bald trübte sich wieder die Lage, wie durch ein eigenthümliches Verhängniß. Die sowohl über die muthmaßliche Abkunft Kaspar Hausers als auch über die unlauteren Gesinnungen Stanhope's schon früher verbreiteten Gerüchte wiederholten sich in den verschiedensten Formen und nahmen jetzt einen solchen Grad von Wahrscheinlichkeit an, daß gegenseitige Erklärungen und weitere Nachforschungen stattfinden mußten. Blätter, u. a. die Sachsenzeitung,

deuteten auf die geheimnißvollen Reisen und den Umgang mit verdächtigen oder unbekannten Persönlichkeiten hin und hoben ganz besonders die Vermögensverhältnisse Stanhope's hervor, welche ihm nicht gestatteten, außer der eigenen Familie auch noch einen Adoptivsohn zu unterhalten, sie werfen überdieß auf seinen Charakter, wie auf seine ganze Handlungsweise das nachtheiligste Licht; so schrieb man aus Dresden (Sachsenztg. Nr. 29 vom 3. Februar 1832): „Das „Kind von Europa, Herr Kaspar Hauser, ist vom Nürnberger Ma„gistrate einem britischen Sonderling verabfolgt worden, welcher hier „vor einigen Jahren ein neues deutsches Gesangbuch herausgegeben „hat, um Geld zu verdienen." Rath Schmidt in Lübeck äußerte sich in einer 1832 herausgegebenen Broschüre mit großem Mißtrauen gegen den Engländer und setzte namentlich Zweifel in seine Aufrichtigkeit, in seine guten Absichten, wie in seine Großmuth.

Auf diese Angaben gestützt, erfuhr man dann auch allmälig, daß Stanhope im Solde einer Bibel- und englischen Missionsgesellschaft stehe, damit er Traktätchen verbreite rc., um damit einen Theil seines Lebensunterhaltes zu bestreiten.

Wie in Nürnberg, so glaubte man auch nun in Ansbach, daß Stanhope selbst vermögenslos sei und der ihm eröffnete Credit zu besonderen Zwecken bestimmt sei. Mißtrauen, Zurückhaltung, traten daher bei seinen Umgebungen an die Stelle der früheren großen Verehrung, und Stanhope war sichtbar durch diese Veränderung verstimmt. Als abermals Gerüchte auftauchten, Kaspar Hauser gehöre einer ungarischen Familie an, schickte Stanhope den Lieutenant Hickel angeblich selbst in dieses Land, um nähere Erkundigungen einzuziehen, die aber ohne Erfolg blieben. Eine Dame in Sachsen hatte bei Gericht angegeben, daß sie einst heimlich einen Sohn geboren und ihn der Sorge einer Frau anvertraut habe: sie vermuthe, daß Kaspar Hauser dieses Kind sei. Nach längerm Hin- und Herschreiben stellte sich endlich heraus, daß das Kind der Dame längst gestorben. Alle diese falschen Nachrichten schienen darauf berechnet zu sein, von der wahren Spur abzulenken. Viele derartige Gerüchte fanden ähnliche Erledigung und verstummten; nur ein Gerücht, das auf ein deutsches Fürstenhaus deutete, erhielt sich und faßte in der öffentlichen Meinung so feste Wurzel, daß man immer wieder und selbst in Zeitungen und Flugschriften darauf zurückkam. Feuerbach, welcher sich beständig

mit dieser Frage beschäftigte, unternahm während dieser Zeit insgeheim eine Reise nach München, wo er eine längere vertrauliche Unterredung mit der Königin Wittwe Karoline von Bayern, geborne Prinzeßin von Baden, gehabt haben soll.

Nach seiner Rükkehr trat eine auffallende Kälte in dem Verkehre zwischen Stanhope und Feuerbach ein und in dem Grade als sich der Engländer von dem scharfsinnigen Juristen zurückzog, schloß er sich Hickel und Meyer an, die nun allein sein Vertrauen besaßen. Selbst gegen Kaspar Hauser zeigte sich der Graf immer weniger freundlich und verlangte sogar, da er wußte, daß sein Pflegsohn, wie in Nürnberg, so auch in Ansbach sein Tagebuch führe und fortsetze, Einsicht in dasselbe. Kaspar Hauser verweigerte dies, erbot sich aber ihm Stellen aus der Handschrift vorzulesen, worauf Stanhope gereizt den Hickel und den Lehrer Meyer bestimmte, ihm das Manuskript beizuschaffen. Als man es suchte, war es nicht zu finden; Kaspar Hauser hatte es hinter einem Brette des Schreibtisches versteckt. Eines Tages war es aber auch da verschwunden, ohne daß man erfahren konnte, wohin es gekommen.

Alle diese Vorgänge mögen dann endlich den Lord bestimmt haben, Ansbach zu verlassen; er reiste ab, ohne Feuerbach zu besuchen und nahm auch nur kühlen Abschied von Kaspar Hauser.

Nun war wieder ein Ruhepunkt eingetreten, während welchem der Findling, umgeben von den beiden Vertrauensmännern des Grafen und immer beschützt von dem Präsidenten, seinen Studien oblag. Stanhope blieb aber in fortgesetztem Briefwechsel mit Hickel und Meyer und versprach immer zurückzukehren, ohne daß sich dies Versprechen erfüllte, was dem armem Findling großes Bedauern und Leid verursachte.

Nach eingegangenen Nachrichten zu schließen, trieb sich Stanhope bald in England, dann wieder in verschiedenen deutschen Städten umher; einige Briefe enthielten weder Datum noch Ortsangabe und in einem der Letzeren wollte er, daß man ihm die Antwort nach Rastatt bei Baden richte.

Es vergingen nun so fast 2 Jahre als auf den Oktober 1833 Stanhope die bestimmte Absicht ankündete, demnächst nach Ansbach zu kommen, mit dem Wunsche, daß man ihm eine Privatwohnung bestellen möge, aber — auch da blieb er wieder aus.

Sollten wir nun hier, das Vorstehende zusammenfaßend, noch ein Bild Kaspar Hausers zu jener Zeit entwerfen, so würden wir etwa sagen: daß er körperlich gut geformt, mit schönen Anlagen ausgerüstet, von mittelmäßigem Verstande, gutmüthigem Charakter, eine gewöhnliche harmlose Erscheinung war, daß seine Fehler, — Verstellung, Lügenhaftigkeit mehr Folge seiner Lage, als angeboren waren und daß endlich, wenn überhaupt ein erschöpfendes Urtheil über diesen 21jährigen Jüngling gefällt werden kann, nicht vergessen werden darf, daß die auf seine Ausbildung verwendete Zeit, noch nicht hinreichen konnte, das während 16 Jahren Versäumte jetzt schon ganz einzuholen.

In Ansbach führte Kaspar Hauser ein ruhiges, durch keine besonderen Zwischenfälle gestörtes Leben. Angemessen beschäftigt, theilte er seine Stunden in die des noch zu erhaltenden Unterrichtes und brachte dann die übrige Zeit auf dem Appellationsgerichte zu, wo man ihn zum Abschreiben von Aktenstücken verwendete.

Eines Tages, es war am 14. Dezember 1833, als Kaspar Hauser von der Kanzlei nach dem Meyer'schen Hause zurückkehren wollte, sprach ihn ein Unbekannter mit den Worten an: „sind Sie nicht Kaspar Hauser?“ und als er es bejahte, fügte jener bei, daß wenn er ihm in den Hofgarten folgen wolle, er wichtige Dinge vernehmen werde. Auf die Frage Hausers, worin die bestünden, antwortete der Fremde: „wenn Sie mir auf Ehre versprechen wollen, Niemanden etwas davon zu sagen, so können Sie erfahren, wer Ihre Eltern sind.“

Aengstlich und über diese Mittheilung auf's Aeußerste betroffen, entschuldigte sich Kaspar Hauser stammelnd, daß er ihn jetzt nicht begleiten könne, da man ihn zu Tische erwarte. Der Unbekannte bestellte ihn auf 3 Uhr Nachmittags in den Hofgarten und Kaspar sagte zu. Zwischen Furcht und der Hoffnung, Näheres über seine Herkunft zu erfahren, verschwieg er zu Hause die Begegnung, gieng noch eine begonnene Papparbeit zu vollenden zu Pfarrer Fuhrmann und nachdem er damit nicht zurecht kommen konnte, mit diesem auf die Straße. Hier trennte sich Hauser von dem Pastor unter dem Vorwande, einen Besuch bei Fräulein von Stichaner machen zu müssen, begab sich aber unmittelbar nach dem Hofgarten, wo ihn der fremde Mann schon erwartete. Mangel an Aufrichtigkeit, den sich Kaspar Hauser im Umgange mit Lord Stanhope angewöhnt hatte, bereitete ihm hier Verderben, das vielleicht hätte abgewendet werden können.

Jn jenem nach englischer Art angelegten Garten befindet sich in einiger Entfernung vom Schloße, umgeben von einer dichten Baumgruppe, das dem deutschen Dichter Uz — 1815 — errichtete Denkmal. Dahin geleitete der Fremde den Kaspar Hauser, dem er wiederholt das feierliche Gelöbniß abnahm, über Alles, was er ihm eröffnen werde, beständiges Stillschweigen zu beobachten. Am Fuße jenes Monuments gab der Geheimnißvolle dem Kaspar Hauser eine Brieftasche nebst einem Beutelchen und bemerkte, „darinnen ist es, nehmen Sie es heraus." Kaspar Hauser hastig darnach greifend, ließ das Dargereichte fallen und als er sich bückte es aufzuheben, erhielt er eine Stichwunde.

Er ließ das Beutelchen liegen, griff nach der schmerzhaften Wunde und hob sich voll Schrecken langsam in die Höhe; der Fremde aber war unterdessen verschwunden.

Das durch die Hand zurückgehaltene Blut ergoß sich nun in die Kleider und Kaspar Hauser hatte noch so viele Kräfte, nach Hause zu eilen und dem Lehrer Meyer die Worte „Garten! Mann! — gestochen — Beutel geben, fallen lassen! — fort!" zuzurufen. Mehr vermochte er nicht zu reden und man brachte ihn dann gleich zu Bette. Meyer zeigte das Geschehene sogleich bei der Polizei an und ein Diener derselben wurde alsbald nach dem Hofgarten geschickt, welcher dann auch das Beutelchen überbrachte; die Brieftasche wurde nirgends entdeckt.

Jn dem Beutelchen befand sich ein zusammengelegtes Billet, welches mit Bleistift und verkehrter Schrift geschrieben war, so daß man es nur in einem Spiegel lesen konnte. Das Billet hatte statt einer Adresse das verkehrt geschriebene Wort: „nebeguzba" („abzugeben") und enthielt folgendes:

chi eiw ,nennök nelhäzre uaneg znag chue se driw resuaH
nerapsre uz ehüM eid resuaH meD .nib chi rehow dnu hassua
— — — emmok chi rehow ,negas chue se chi lliw
— — — — — nov — nov emmok chI
— — — eznerG nechsiryab red
— — — eßulF mA
— — .negas nemaN ned chon ragos chue lliw chI
(*.O .L .M

*) Hauser wird es Euch ganz genau erzählen können, wie ich aussah und woher ich bin. Dem Hauser die Mühe zu ersparen, will ich es Euch sagen, wo-

Das Gericht schickte gleich den Stadtgerichtsarzt Dr. Heidenreich, welcher die Wunde für sehr gefährlich erklärte, da es aber schon Abend geworden, so wurde mit Hauser nichts mehr vorgenommen. Die Nacht und der folgende Tag — 15. Dezember — verfloßen mit heftigem Wundfieber unter beständigem Phantasiren, auch stellte sich die Gelbsucht ein. Da der Kranke sich sehr schwach fühlte, ließ man ihn in Ruhe. Den 16. befand sich Hauser etwas besser und das erste aber geheim gehaltene Verhör wurde mit ihm vorgenommen. Den 17. früh betrachteten mehrere herbeigerufene Aerzte einstimmig den Zustand Kaspar Hausers für rettungslos und er selbst fühlte die Nähe des Todes.

Pfarrer Fuhrmann, welcher gleich Anfangs herbeigeeilt war, aber von Kaspar Hauser nicht erkannt wurde, kam nun wieder, um ihm in den letzten Augenblicken beizustehen. Der Verwundete lag in einem von Schmerzen unterbrochenen Schlummer und rief wiederholt nach Meyer — dann wieder: „Mutter! o Mutter! — Mutter soll kommen! —“ Fuhrmann traf da außer den Gerichtsbeamten drei Aerzte, welche erklärten, daß der Arme den Tag nicht überleben werde; schon sei er vom Starrkrampf befallen und bereits partielle Kälte, Todesschweiß und Delirium eingetreten und der Geistliche möge sich beeilen, ihm noch eine Labung auf den letzten Weg zu geben.

Der Pastor, zu dem Kaspar Hauser immer liebevolles Vertrauen hegte und der ihn auch im Frühjahr zuvor confirmirt hatte, trat nun an das Bett des Leidenden und sprach ihm Worte des Trostes zu. Auf die Frage „Wie geht es Ihnen denn? Ihr Lehrer und Freund steht vor Ihnen“ ꝛc. erwiderte Kaspar Hauser: „wohl — ich habe keine Schmerzen mehr, aber meine Glieder sind so schwer, ich bin sehr matt!“ — Auf des Pfarrers Aufforderung, mit ihm zu beten, vermochte er es aus übergroßer Schwäche nicht. Nach einer langen Pause faltete der Pastor die Hände und mit ihm Hauser, wie alle Umstehenden, die von tiefer Rührung ergriffen waren, und sprach ein Gebet, wie es ihm der Ernst des Augenblicks und sein Mitgefühl eingaben.

Noch sprach Kaspar Hauser das „Amen“ am Schlusse des Ge-

her ich komme — Ich komme von — von — — — — — der bairischen Grenze — — — Am Fluße — — — Ich will Euch sogar noch den Namen sagen M. L. O.

betes mit, und die Frage, ob er erschöpft sei, mit „Ja" beantwortend, schlummerte er leise ein. Beim Erwachen verlangte er ein Glas Wasser, das ihm gereicht wurde, dem Pfarrer erwiederte er auf seine Anfrage „ob sein Gemüth ruhig sei, ob er kein Anliegen habe, für das er Erleichterung wünsche": „Weßhalb sollte ich denn unruhig „sein, ich habe ja alle Leute, die ich kenne, um Verzeihung gebeten; „der liebe Gott wird mich gewiß nicht verlassen!" Sicher nicht! versetzte der Gewissensrath und auf abermaliges Andringen fragte Kaspar Hauser: „Weßhalb sollte ich Groll hegen, da mir Niemand „etwas gethan."

Diese Worte, welche Hauser in Zusammenhang mit den kurz zuvor gesprochenen bringen wollte, wie sich Fuhrmann äußerte, und welche sich auf seine Bekannten bezogen, wurde von Uebelwollenden anders ausgelegt und verdreht, während der Arme, im Augenblick des Sterbens ohnehin nur abgebrochen sprechend, keine Erdensorgen mehr hatte, sein Gemüth mit dem Himmlischen beschäftigt war, und er das Irdische, seine Wunde, von der er keinen Schmerz mehr empfand, vergessen hatte. Seine Seele hatte sich bereits über das Zeitliche erhoben. Auch der Lieutenant Hickel befand sich unter den Anwesenden und als dieser Kaspar Hauser fragte, ob er keine Aufträge an Lord Stanhope habe, ihm nicht danken ließe, für die vielen von ihm erhaltenen Wohlthaten — gieng der Sterbende nicht näher darauf ein und bemerkte nur: „Ach der Graf ist ein ebenso armer Sünder wie „die Andern — Gott wird richten, — ich will nichts mehr wissen, „das Gute werde Gott in der andern Welt anrechnen."

Im weiteren Verlaufe des Gesprächs mit Fuhrmann, äußerte Kaspar Hauser: „Ach, diesen Kampf kann der Mensch nicht allein bestehen! — er ist sehr schwer!" — Dann: „Ja, das ist der rechte „Weg, den ich nicht verlassen will! — Ach, das sind dunkle Wege, „die Wege Gottes!"

Sie halten sie aber doch für Wege der Liebe und der Gnade, fragte Fuhrmann? Ein festes „Ja" war die Antwort.

Da der Unglückliche öfters die Hände faltete, so sagte ihm der Pastor häufige Trostsprüche und Gebete und schloß mit den Worten, „Vater nicht mein Wille geschehe 2c.," was Kaspar Hauser wiederholte.

Als Fuhrmann fragte: Wer hat so gesprochen, so antwortete

der Arme noch: „Der liebe Gott, Jesus Christus, vor seinem Sterben!“ — Da war es nahe an 10 Uhr geworden und Hauser, dem man fortwährend den Todesschweiß abtrocknen mußte, wurde immer schwächer, so schwach, daß er nichts Zusammenhängendes mehr reden und verstehen konnte. Glied für Glied starb langsam an ihm ab.

Gerade als es 10 Uhr schlug, that er den letzten Odemzug.

Keine abschreckenden Gesichtsverzerrungen, keine Verdrehung der Augen und Glieder, wie man sie öfters an Sterbenden sieht, waren an ihm wahrzunehmen, nur einen äußerst schmerzhaften Zug an seinem Munde bemerkte man und so blieb er auch am folgenden Tag, abgerechnet die noch heftiger herausgetretene Gelbsucht.

Nach der Section fand am 20. Dezember die Leichenfeierlichkeit statt, an der die ganze Stadt Theil nahm. Alles drängte sich zum Kirchhofe, um dem bedauernswürdigen Opfer eines unerhörten Verbrechens die letzte Ehre zu erweisen.

Unter Glockengeläute setzte sich der Zug in Bewegung. Sarg und Grab wurden mit Blumen förmlich überschüttet und viele Thränen dem armen Unglücklichen nachgeweint. Unter den Leidtragenden befand sich auch der Lieutenant Hickel, welcher sich durch Zeichen des Schmerzes auffallend bemerklich machte.

Pfarrer Fuhrmann hielt am offenen Grabe eine sehr erhebende Trauerrede und nach Absingung des Liedes: „Säe Deine Thränensaat 2c.,“ eine abermalige Ansprache vor dem Altar der Gottesackerkapelle; seine Worte wurden häufig durch lautes Schluchzen unterbrochen. Noch ein Lied und endlich eine übersichtliche Darstellung des Lebenslaufes des Findlings beschloß die Begräbnißfeier. Auch die zweite Periode der so kurzen Existenz Kaspar Hauser's war vollendet, nicht aber waren es die Nachforschungen über diese räthselhafte Erscheinung; man beschäftigte sich nach seinem Tode beinahe noch mehr mit seinem Schicksale, als während der Lebenszeit.

Unsere Aufgabe ist es aber zunächst, alle die einzelnen Umstände zusammen zu stellen, zu prüfen und daraus die Folgerungen zu ziehen, welche uns als die wahrscheinlichsten dünken. Wir werden daher der unmittelbar nach dem Morde stattgefundenen Vorgänge erwähnen und mit allen Persönlichkeiten, welche mit Kaspar Hauser in Berührung kamen, eine Prüfung vornehmen. Eigenthüm-

lich bleibt vorerst immer, daß Kaspar Hauser, auf dessen Aussagen wir uns doch nur allein hier beziehen können, keinen der drei Männer, welche in feindseliger Weise mit ihm in Berührung kamen, näher bezeichnen konnte. So wie er erklärte, den Mann, „bei dem er immer gewesen", nie von Angesicht gesehen zu haben, waren ihm auch die Züge des „schwarzen Mannes", der das erste Attentat in Nürnberg gegen ihn versuchte, nicht bekannt geworden. Den Meuchelmörder beschrieb er, freilich unter dem Eindruck des Schreckens und durch Delirien unterbrochen, in folgender Weise:

Es war ein Mann mit einem bräunlichen, durch Blatternarben verunstalteten Gesichte und unheimlich funkelnden Augen; er trug einen blauen Mantel mit rothem Futter, einen Seidenhut, Sporen an den Stiefeln 2c.

Es entsteht nun zunächst die Frage, ob diese drei Männer ein und dieselbe Person gewesen oder ob etwa der Kerkermeister auch der unbekannte Mordversucher in Nürnberg war.

Näheres ließ sich darüber nicht erforschen und da keine weitere Zeugen-Depositionen zu Gebote stehen, sind nur Vermuthungen aufzustellen.

Wir wissen, daß der Unbekannte, — indem er Kaspar Hauser unter dem Vorgeben, ihm etwas Schriftliches mitzutheilen, — einen Bleistift herauszog und einen kleinen Beutel reichte und fallen ließ — auf den sich bückenden Kaspar Hauser den tödtlichen Streich führte und daß jenes Beutelchen einen Zettel enthielt mit den mit Bleistift in verkehrter Schrift geschriebenen Worten, wie wir sie bereits mitgetheilt. Diese Worte, mit denen sich der Thäter noch über die Leser lustig machen zu wollen schien, geben selbstverständlich keinen weiteren Aufschluß.

Die Leichenöffnung, über welche Dr. Heidenreich einen umständlichen Bericht erstattete, den wir nur in seinen wesentlichen Angaben berühren wollen, ergab: Der Körper und seine einzelnen Bestandtheile, mit wenigen Ausnahmen, waren normal; äußerlich waren nur die schon erwähnte Narbe auf dem Arme, ferner die an der Stirne, Folgen der in Nürnberg erlittenen Verwundung, und die Todeswunde sichtbar. Letztere $^{3}/_{4}$ Zoll lang, zwei Linien breit in der Mitte des Körpers gegen die linke Brust hin. Die Richtung des Stiches von oben nach unten mit einem nicht vorgefundenen scharfen Instrumente geführt.

Der Stich war in den Herzbeutel gedrungen und hatte das Herz selbst unten an der Spitze geritzt, die ungewöhnlich große Leber verletzt und auch den Magen durchschnitten.

Die Aerzte waren erstaunt, wie Kaspar Hauser nach einer so entsetzlichen Verwundung noch eine so weite Strecke habe laufen und drei weitere Tage habe leben können. Der ärztliche Befund stellt überdieß physiologische Betrachtungen über die Körperbeschaffenheit Kaspar Hauser's an und bringt die einzelnen Erscheinungen am Gehirn, in den Knochen, Muskeln ꝛc. mit der frühern Lebensweise Kaspar Hausers in Verbindung.

Bald nach der Katastrophe tauchte in Ansbach das Gerücht auf, Kaspar Hauser habe die ganze Erzählung von dem Mordanfalle nur erdichtet und sich selbst umgebracht. Es lohnt sich kaum der Mühe, das Widersinnige solchen Geredes mit vielen Worten zu beweisen, es leidet zuvörderst an einer Unwahrscheinlichkeit, ja beinahe an Unmöglichkeit. Wie soll Kaspar Hauser in einem Augenblick Hand an sich selbst gelegt haben, wo auch nicht der geringste Grund zu einem Selbstmorde vorlag? — hätte er aber auch in solchem Falle diese Todesart, den Ort im Hofgarten gewählt? — würde man nicht den Dolch oder das Messer gefunden haben? — ꝛc. Aber abgesehen von all' diesen Momenten spricht ja auch das Gutachten der Aerzte unwiderlegbar dafür, daß sich Kaspar Hauser eine derartige, mit solcher Kraft beigebrachte Wunde unmöglich habe selbst beibringen können. Auch fand diese wohl absichtlich von den Mitwissern der That verbreitete Vermuthung, durchaus keinen Glauben und König Ludwig von Baiern setzte einen Preis von 10,000 fl. für die Entdeckung des Uebelthäters aus. Das die Ehre Kaspar Hausers so tief verletzende gehässige Gerücht, hatte aber auch nur entstehen können, weil absichtlich oder zufällig die Untersuchung über das Verbrechen so nachlässig, oberflächlich und unvollständig geführt wurde, wie es hier der Fall war. Sie wurde gleich am Anfang mit dem größten Geheimnisse umgeben, und später, hieß es, seien die Untersuchungsacten in Wien verloren gegangen, wohin sie, um Erhebungen in Ungarn zu machen, geschickt worden seien ꝛc. Auffallend bleibt es überdieß, daß Lieutenant Hickel, Vorstand der Ansbacher Gensdarmerie, gerade zu jener Zeit abwesend war und und erst wieder am Sterbebett Kaspar Hausers zum Vorschein kam, um dann am Grabe —

Thränen! zu vergießen. Endlich wurden die ersten Nachforschungen so lange hinausgezogen, bis der an jenem verhängnißvollen Tage Morgens gefallene starke Schnee geschmolzen war, die Spuren der Fußtritte im Hofgarten daher nicht mehr verfolgt werden konnten; auch war in Ansbach, trotzdem daß Markt war, keiner der vielen Gensdarmen des Lieutenant Hickel bei der Hand.

Es stellte sich somit klar heraus, daß Kaspar Hauser unter verruchter Mörderhand und zwar durch jenen Mann gefallen ist, welcher ihn in den Hofgarten bestellt hatte.

Der Umstand, daß der Unbekannte von keinem Auge in Ansbach gesehen worden sein soll, kann doch unmöglich gegen den Unglücklichen sprechen; ebenso kann es zum Nachtheile des Findlings nicht ausgelegt werden, daß sich Niemand um den Preis von 10,000 fl. gemeldet hat, denn der Verbrecher wie seine etwaigen Mitschuldigen mußten doch gegenüber dieser Summe vor der Todesstrafe zurückschrecken, und es läßt sich annehmen, daß die Verbrecher schon hinreichendes Sündengeld erhalten hatten für die verruchte That. Begeben wir uns nur noch an Kaspar Hausers Grab. Ein einfacher von der Stadt gesetzter Stein mit der lateinischen Inschrift «Hic jacet Casparus Hauser, ænigma sui temporis, ignota nativitas, occulta mors MDCCCXXXIII» (Hier liegt Kaspar Hauser, das Räthsel seiner Zeit, von unbekannter Geburt, geheimnißvollem Tode, 1833) bedeckt diese auf dem Kirchhofe befindliche Grabstätte. Dieselbe ist gut erhalten und Blumen sproßen über derselben hervor. — Er ruhe im Frieden.

Im Hofgarten neben dem Uz-Denkmale bezeichnet ein Stein die Stelle, auf der die Mordthat stattfand. Dieser Denkstein trägt die Inschrift «Hic occultus occulto occisus est XIV Dec. MCCCXXXIII. (Hier ist der Geheimnißvolle im Geheimen (durch den Geheimnißvollen) getödet worden 14. Dezember 1833.)

Wir folgten bisher den Aufzeichnungen eines in die Sache sehr eingeweihten Mannes, dem ein sonst schwer zugängliches Material zur Verfügung stand, gleichzeitig einem Freunde Daumers, der beseelt von Rechtsgefühl sich zur Aufgabe machte, allem auf das Geschick Kaspar Hauser's Bezüglichem nachzuspüren, Alles sorgfältig zu sammeln und womöglich dem Verkannten, Mißhandelten, grausam Ermordeten, die Gerechtigkeit doch im Grabe widerfahren zu lassen, die ihm im Leben nicht wurde.

Dieser Herr, „unser Gewährsmann“, machte zu besagtem Behufe mehrere Reisen, zum Theile in fürstlichem Auftrage, war in Pforzheim, Karlsruhe, Hochsal, Frankfurt, Würzburg, Ansbach, Nürnberg, dehnte diese Reisen bis nach Böhmen und Ungarn aus.

Nach der Rückkehr stellte er seine Eindrücke zusammen und sprach, als Resultat dieser Wahrnehmungen, seine Meinung aus.

Wir werden diesen Leitfaden auch bei unseren weiteren und Schlußfolgerungen benützen.

Die Persönlichkeiten, zu welchen Kaspar Hauser in näherer Beziehung stand, theilen sich in Freunde, Wohlthäter und Bekannte und in Feinde, Verläumder und Verfolger und endlich in gleichgültige, untergeordnete Individuen. Die erste Klasse haben wir schon ihrer Mehrzahl nach kennen gelernt. Es sind jene Personen, welche sich des armen Verlassenen gleich Anfangs menschenfreundlich angenommen und seine traurige Lage möglichst zu erleichtern gesucht hatten.

Dahin zählen wir in erster Linie Feuerbach und Daumer, weil sie nie aufhörten, sich für Kaspar Hauser zu interessiren, dann Bürgermeister Binder und Herrn von Tucher. Alle, selbst der Gefängnißwärter Hittl mitgerechnet, bezeigten dem Findlinge warme Theilnahme, ebenso die Geistlichen, Aerzte, dann Bieberbach, die Lehrer, Herren und Frauen, welche mit ihm in Berührung kamen.

Auffallend bleibt jedoch, daß nach der Uebersiedlung nach Ansbach sich die Nürnberger wenig mehr um ihn zu bekümmern schienen, wenigstens ist nicht mehr viel von ihnen die Rede und die zwei Männer, welche Kaspar Hauser allda zuerst sah — Rittmeister von Wessenich und Schuster Weichmann — verschwinden völlig aus der Geschichte. (Der Letztere, den man des Einverständnisses mit Kaspar Hauser's Feinden für verdächtig hielt, wurde zwar vernommen, doch ohne bestimmten Erfolg.)

In Ansbach waren auch mehrere Einwohner, welche sich wohlwollend dem Ankömmling erwiesen; vor Allen Pfarrer Fuhrmann, der ihm bis zum Grabe treu zugethan war. Die Kaspar Hauser am nächsten Stehenden: Lehrer Meyer und Gendarmerielieutenant Hickel können ihres zweideutigen Benehmens wegen, nicht unter jene Zahl gerechnet werden.

Präsident Ritter Anselm von Feuerbach war es nun, der

durch seinen Scharfsinn, seine unermüdlichen Forschungen und seine lebhafte, eifrige Theilnahme an dem Geschicke Kaspar Hauser's das hellste Licht über dessen dunkle Pfade verbreitete und rastlos die Spuren allenthalben verfolgte.

Er war es, der durch Correspondenz und Reisen der Wahrheit wohl zunächst kam, mehrere sehr denkwürdige, jetzt meist vergriffene Schriften herausgab, in denen er seine Ansichten niederlegte, die Heuchler und die Gegner Kaspar Hauser's rücksichtslos zu entlarven suchte und endlich in einem Memoire der Königin Wittwe Caroline von Baiern, geborne Prinzessin von Baden, das Resultat seiner mit bewunderungswürdigem Scharfsinne angestellten Untersuchung überreichte. Die gedruckte Brochüre Feuerbachs über diesen Gegenstand ist betitelt:

„Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens an dem Seelen„leben eines Menschen." Ansbach 1832 bei J. M. Dollfuß."

Das Memoire findet sich in der von Feuerbachs Sohne Ludwig herausgegebenen Lebensbeschreibung, (Leipzig 1852 bei Wigand) abgedruckt. Wir werden auf die anziehenden Aufzeichnungen später zurückkommen.

Leider starb Feuerbach für den armen Findling zu früh. Nach dem Tode des berühmten Criminalisten, der unerwartet und plötzlich erfolgte, wurde die Untersuchung niedergeschlagen und Kaspar Hauser mußte 7 Monate später seinem Beschützer auf gewaltsame Weise ebenfalls ins Grab folgen.

Professor Daumer, der mit seiner Mutter und Schwester Kaspar Hauser so liebevoll in seiner Wohnung behandelt und nach seiner Verwundung gepflegt hatte, verläugnete auch später seine Sorgfalt für dessen Wohl nicht. Auch er veröffentlichte mehrere Schriften zu seinen Gunsten, zuletzt noch 1873, er war selbstverständlich im Besitze gesammelten wichtigen Materials über Kaspar Hauser, lebte in hohem Alter zurückgezogen, nur seinen ernsten wissenschaftlichen Studien in Würzburg, und ist daselbst Ende des Jahres 1875 gestorben. Von jeher ängstlich, aber noch vorsichtiger geworden durch ein Attentat und durch das auffallende Ende Feuerbachs, sowie mehrerer seiner Bekannten, war Daumer ziemlich unzugänglich. Seine Papiere hat er jedoch unserm „Gewährsmann" bereitwillig zur Einsicht vorgelegt und viele Ansichten und Schriftstücke mit demselben ausgetauscht,

worüber eine Anzahl Briefe vorliegen. Die Mutter Daumers ist längst todt, doch lebt dessen Schwester Katharine (Käthi) als Wittwe Valentin noch in Frankfurt a. M.

Unter den dem Kaspar Hauser feindselig Gegenüberstehenden nimmt „der Mann, bei dem er immer gewesen", die erste Stelle ein. Suchen wir hier den Schleier zu lüften. Wir kennen ihn nur aus der Beschreibung Kaspar Hauser's und dem Briefe, den er ihm auf den Weg gegeben. Dieser Brief enthält beinahe ebenso viele Lügen als Sätze und ist offenbar in der Absicht geschrieben, irre zu leiten; zudem liegt der dringende Verdacht vor, daß der beigefügte, angeblich vor 16 Jahren, in lateinischen Buchstaben geschriebene Zettel von derselben Hand mit entstellter Schrift, gleichzeitig aufgesetzt war.

Die Angabe, daß der Unbekannte den Kaspar Hauser in Neumarkt verlassen, erwies sich als falsch: er hat ihn sicher bis vor die Thore Nürnbergs begleitet, da er ihn schon der Vorsicht wegen nicht so ganz hilflos auf offener Straße stehen lassen konnte.

Die Versicherung, daß der Knabe christlich erzogen sei, schreiben und lesen könne, zeigte sich gleichfalls als unrichtig, denn es fehlten ihm auch die ersten Begriffe von Gott oder irgend einer Gottesverehrung; er vermochte nicht nur nicht zu lesen, sondern konnte kaum ein paar verständliche, eingelernte Worte hervorbringen. Schreiben, konnte man doch nicht das Zeichnen seines Namen's auf Papier nennen. Das Geburtsjahr 1812 mag richtig angegeben sein; aber rücksichtlich des Monatstages, war offenbar eine Täuschung beabsichtigt, wie wir auch sehen werden.

Aus allem dem ist nicht klar, wie lange der schweigsame Mann das Kind in Verwahrung gehabt; schwache Anzeichen deuten darauf hin, daß es ihm erst im Alter von 4—5 Jahren anvertraut wurde und von wem? — hierüber bestehen nur Vermuthungen, wiewohl nicht ohne große Wahrscheinlichkeiten. Kaspar Hauser wollte, trotz des langen Aufenthaltes „in dem Loche" und der gemeinschaftlichen längeren Fußreise am hellen Tage, das Gesicht seines Gefangenwärters nie gesehen, und würde ihn daher auch nicht wieder erkannt haben. Gleichsam instinktmäßig scheint aber Hauser in dem schwarzen Manne in Nürnberg, der ihm die Stirnwunde beibrachte, seinen früheren Peiniger vermuthet zu haben. Lassen wir diesen Verdacht einstweilen

auf sich beruhen. Nicht zu verkennen ist es übrigens, daß Hauser dem unheimlichen Manne, dem einzigen Wesen, mit dem er während seiner langen Haft verkehrt, das für ihn gesorgt, ihn gepflegt hatte, ein gewisses dankbares Andenken bewahrt hat. Offenbar verrathen alle Schritte des Unbekannten, daß er sich vor irgend einer Entdeckung fürchtete, und einer wohlverdienten Strafe, vielleicht nach verschiedener Richtung hin, zu entgehen suchte ꝛc., daher die falschen Angaben, um von der wahren Spur abzuführen, daher die Aengstlichkeit, zu verhüten, daß Kaspar Hauser durch Wort und Schrift nicht seinen bisherigen Aufenthalt, den Weg, den er zurückgelegt ꝛc., verrathe.

Die Adresse des Briefes an die 4. Escadron des 6. Chevauxleger-Regiments zeigt sich aber vollends als Schwindel, weil die angebliche Schreiberin doch unmöglich im Jahre 1812 wissen konnte, daß jenes Regiment 17 Jahre später in Nürnberg in Garnison sein werde. Es kam, nachdem es nach den Kriegen aus Frankreich zurückgekehrt war, erst 1815 dahin. Die Adresse war daher eine willkürliche, ja nicht einmal der Name des Rittmeisters war genannt.

Unser früher erwähnter „Gewährsmann“ begab sich im Jahre 1868 selbst nach Ansbach, um sich an Ort und Stelle näher nach diesen Umständen zu erkundigen. Er nahm in demselben, jetzt noch bestehenden Gasthofe „zum Stern“, den Stanhope einst bewohnte, Absteigquartier und begann seine Beobachtungen. Er fand in jener Stadt die Erinnerung an den Findling noch nicht erloschen: nicht nur waren viele Personen aus jener Zeit, wie des Schullehrer Meyers Wittwe, dann der Sohn des Todtengräbers, ein anderer Mann, der Hausers Grab zu graben seiner Zeit geholfen hatte u. A. am Leben, sondern es waren auch das Grabdenkmal und Grab gut erhalten; nur begegnete er allenthalben einer gewissen Scheu, den fraglichen Gegenstand zu berühren.

Nach so langer Zeit noch hatte sich die Furcht, welche man den Einwohnern vor den nachtheiligen Wirkungen indiscreter Angaben beigebracht hatte, erhalten.

Die Wittwe Meyer insbesondere, maß den Besuchenden mit mißtrauischen Blicken und äußerte, daß, da ihr Mann unlängst gestorben, ihr Sohn nun dessen begonnenes Werk über Kaspar Hauser

fortsetzen und vollenden werde. „Es wird sich herausstellen,“ fügte sie hinzu, „daß Kaspar Hauser ein Schwindler und Selbstmörder war.“

Jener Sohn hat inzwischen das Werk veröffentlicht, wurde aber von Daumer gründlich abgefertigt, namentlich wurde ihm auch in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ vorgeworfen, daß er actenmäßige Aussagen seines eigenen Vaters unterdrückt habe, weil sie ihm zu seinen Zwecken unbequem waren.

Vor Allem war unserm Gewährsmanne jedoch daran gelegen, den Ort aufzufinden, in dem Kaspar Hauser eingesperrt war. Zu diesem Behufe berechnete er genau die muthmaßliche Reisezeit bis Nürnberg und stellte Nachforschungen über die Gegend an, von welcher die Beiden, Kaspar Hauser und sein Führer, hergekommen sein konnten. Es hatte für ihn den größten Grund von Wahrscheinlichkeit, daß der Ausgangspunkt jener Fußreise nach Nürnberg gerade jenem entgegengesetzt war, den „der Mann“ angegeben; denn alle jene Wege führten durch Städte und über Brücken der Donau und kamen andere Gegenstände vor, welche Kaspar Hauser gewiß aufgefallen wären; nur auf der südöstlichen Richtung nicht. In dieser jedoch liegt 2½ Stunden von Ansbach entfernt das ehemals markgräfliche, jetzt bairische Lustschloß „Falkenhaus“. (Früher preußisch, wurde das Gebiet 1795 neutral erklärt und endlich Baiern einverleibt. Das Schlößchen diente im Jahre 1796 der Reichsgräfin Hochberg, Gemahlin des Großherzogs Karl Friedrich von Baden, nach der Schlacht bei Malsch als Asyl. Der noch lebende Markgraf Max von Baden ist zu jener Zeit dort geboren, damals hieß er jedoch Graf Hochberg.) Dahin richtete nun jener unermüdliche Forscher seine Schritte, die für ihn in Bezug auf Oertlichkeiten und auch sonst lohnend waren.

In Triesdorf begegnete er einem alten Manne, der ihm von einem früheren Aufseher des Schlosses, einem 80jährigen Greise, unter dem Namen Kasperl (Kaspar Müller) bekannt, erzählte, von dem man glaube, daß er von dem Geheimnisse Kaspar Hausers wisse, was bei unserm Forscher die Erinnerung an ein Gerücht über einen Müller in Schwäbisch-Gmünd hervorrief, welcher durch die Kaspar Hauser-Sache zu Vermögen gelangt sein soll. Ob diese beiden „Müller“ mit einander verwandt sind, konnte nicht ergründet werden, wohl aber mußte diese Erzählung doppelte Veranlassung für unsern Gewährsmann sein,

diesen alten Kasperl aufzusuchen und zu Gesicht zu bekommen. Nach längerem Suchen gelang es auch, den Aufenthalt dieses ehemaligen Kastelans zu entdecken und zunächst den Sohn desselben zu sprechen; zu dem Vater zu gelangen, wurden indessen Schwierigkeiten gemacht, weil derselbe krank sei und einen besonderen Widerwillen besitze, Fremde zu sehen. Das Verhör beschränkte sich deßhalb vorerst auf den Sohn, mit welchem auf weiten Umwegen die Kaspar Hauser-Geschichte besprochen wurde und da trat für Kasperls Sohn sichtlich eine Verlegenheit ein, in welcher er die Bemerkung fallen ließ, daß sein Vater immer in die übelste Laune gerathe, wenn von Hauser die Rede sei. Aus dem Gespräche ließ sich dann noch weiter herausforschen, daß der alte „Kasperl" früher Soldat, längere Zeit mit seinem Reiterregimente in Ungarn gewesen sei und da recht ordentlich magyarisch und slavonisch fluchen gelernt habe.

Unser Forscher, begierig weiteres zu erfahren, drang alsbald darauf, zu dem Alten gebracht zu werden und fand ihn zu Bette als einen verwildert aussehenden Mann, der mehr stöhnte als die gestellten Fragen beantwortete und als vollends Kaspar Hausers Name ausgesprochen wurde, sich nach der Wand zukehrte und schwieg.

Unser Gewährsmann nahm nun den Sohn noch mit in's Wirthshaus, um ihn sprechen zu machen, doch auch hier erfuhr er von diesem verschlossenen Menschen nichts von entscheidender Wichtigkeit, kehrte indessen mit der fast zur Gewißheit gesteigerten Vermuthung nach Ansbach zurück, daß Falkenhaus der Schauplatz jenes düstern Drama's war.

Den entschiedensten Einfluß auf die Geschicke Kaspar Hausers, hatte aber unstreitig Lord Stanhope.

Philip Henry Earl of Stanhope von Cheving bei London, war 1781 geboren, daher als er zum ersten Mal mit Kaspar Hauser zusammenkam, ungefähr 50 Jahre alt. Nach den allmälig über ihn laut gewordenen Nachrichten, war er in seinem Mutterlande nicht gut beleumundet, machte sich durch einen gegen seinen Vater angestrengten Prozeß verächtlich, während seine Schwester, die seiner Zeit viel von sich reden machende Lady Esther Stanhope, im fernen Orient eine höchst abenteuerliche Rolle spielte und 1839 völlig verarmt starb.

Graf Stanhope war vermählt, Vater von mehreren heute noch

lebenden Kindern, seine Vermögensverhältnisse waren jedoch nie ganz klar und häufige Reisen deuteten darauf hin, daß er sich von anderwärts ergiebigere Erwerbsquellen suche, als ihm in England zu Gebote standen. Zunächst hieß es, sei der Lord ein frommer Christ, der sich mit Eifer der Verbreitung des Evangeliums in allen Welttheilen annehme, er sei Mitglied von Bibel- und Missionsgesellschaften, schreibe selbst methodistische Abhandlungen und verfasse auch deutsche Gesang- und Erbauungsbücher; später erfuhr man jedoch, daß Stanhope nur im Solde dieser Unternehmungen stehe, von dieser Colportage größtentheils lebe und nichts weniger als wohlhabend von Haus aus sei.

Als nun Stanhope im Jahre 1831 zum ersten Male mit einem gewissen Aufsehen in Nürnberg erschien, sich lebhaft des Pfleglings der Stadt annahm, waren seine Antecedentien allda nur wenig bekannt; man freute sich ob seiner Großmuth, erstaunte über die bedeutenden Summen, über die er durch Creditbriefe zu verfügen hatte und schenkte ihm unbedingtes Vertrauen, ja man zollte ihm wahre Bewunderung. Wir beziehen uns auf die vorige Darstellung, welche auch die Gründe nachweist, aus welchen sich nach und nach diese günstige Meinung änderte und selbst Feuerbach und Binder sich von dem Grafen zurückzogen. Der erborgte Glanz imponirte nicht mehr so gewaltig, es fielen seine vielen geheimnißvollen Reisen auf, man ertappte ihn auf häufigen Widersprüchen, Lügen 2c., es mißfiel, wie er Kaspar Hauser behandelte, verhätschelte, ihn seinen bisherigen Wohlthätern zu entfremden suchte, wie er vertraulich mit Leuten aus den untersten Klassen umging, um etwas von ihnen zu erfahren oder Einfluß auf ihre Mittheilungen zu üben. So bestimmte er z. B. den Schuster Weichmann, seine früheren Aussagen bei Gericht zu widerrufen, und man nahm allgemein an, daß dieser 1835 auch keines natürlichen Todes gestorben sei.

Als von einer Reise des Lords mit Kaspar Hauser nach Italien die Rede war, erklärte eine dort lebende alte Engländerin öffentlich: es geschehe dies, um seinen Pflegsohn besser bei Seite schaffen zu können. Man ging so weit, zu behaupten, daß Stanhope unter jenen geheimnißvollen Fremden gesehen worden sei, welche sich beim ersten Attentat im Jahre 1829 im Gasthause zum „wilden Mann“ aufgehalten hatten.

Wie dem nun immer sei, es mehrten sich die Verdachtsgründe mit jedem Tage; man stellte entschieden die Lauterkeit Stanhope's Absichten in Abrede und fing an, ihn für das gedungene Werkzeug irgend eines dunkeln Planes zu halten. Nun folgte — 1831 — die Abführung Kaspar Hausers nach Ansbach, wo der Britte beinahe ausschließend über ihn verfügte und in dem Lehrer Meyer und Lieutenant Hickel willige Gehilfen fand. Der einzige mögliche Gegner, der ihnen gefährlich werden konnte, Feuerbach, war plötzlich gestorben — war — beseitigt und Kaspar Hauser völlig in die ihn umspannenden Netze der Intrigue geliefert.

Wir übergehen hier viele Züge, welche sowohl Stanhope's zweideutiges Benehmen erklären, als auch bei aller Vorsicht wieder Blößen zeigen, die ihn entlarvten. Er verfing sich dabei selbst in einem Labyrinth von Unwahrheiten und Tücken.

So erschien er u. A., nachdem er Anfangs nur im Postwagen gereist, später mit eigener Equipage und Bedienung, machte auffallenden Aufwand, vertheilte sein Portrait, auf dem er in Pairstracht mit der Grafenkrone abgebildet war und suchte noch durch andere Prahlereien zu imponiren. Daß er aber im Pietistenwesen nur eine Erwerbsquelle sah, beweist sein Benehmen hinsichtlich des Religionsunterrichtes, welcher dem Kaspar Hauser ertheilt wurde. Wäre der Lord ein so glaubenstreuer Anglicaner gewesen, hätte er wohl darauf bestanden, daß sein Adoptivsohn der gleichen Confession angehöre, so aber ließ er es geschehen, daß Kaspar Hauser in jener Lehre unterrichtet wurde, welcher die Mehrzahl der Einwohner in den beiden Städten anhing. Ja, Stanhope tadelte den Pastor Fuhrmann, daß er Kaspar Hauser protestantisch confirmirt habe, weil er gewünscht hätte, daß man dem Findling nur allgemeine Religionsbegriffe beigebracht oder lieber katholisch hätte werden lassen sollen, weil man dann vielleicht etwas von den Geständnissen im Beichtstuhle erfahren haben würde. Also auch auf die Verletzung des Beichtgeheimnisses zählte der edle Lord! —

Eine Finte, die der Graf oft gebrauchte, um das Geheimniß über Kaspar Hauser in andere Spuren zu leiten, war die Verbreitung von Gerüchten über neue Entdeckungen und Enthüllungen. So machte u. A. eine äußerst geheimnißvolle, romanenhafte Geschichte mit einer gewissen Gouvernante Dalbon in Pesth in der Presse die Runde, welche bezwecken sollte, Kaspar Hauser's Herkunft nach Ungarn zu

verlegen und die Untersuchungsacten nach Wien überzuspielen und — verschwinden zu lassen. Letzteres ist bekanntlich gelungen! Stanhope war damals selbst in Pest, nach seiner Ankunft in Ansbach entstand das Gerücht, daß die Gouvernante des Tavernicus in Verzweiflung, Geständnisse über Kaspar Hauser gemacht habe und in's Irrenhaus gebracht worden sei, worauf der Graf „nachforschen" ließ und nichts „herausbringen" konnte. Die Dalbon war aus dem Irrenhause verschwunden, sie war augenscheinlich zu diesem Zwecke gedungen!

Nach Allem kann der Graf Stanhope als die Seele, die Triebfeder, der Feldherr, der gegen den armen Kaspar Hauser geführten Anschläge betrachtet werden.

Wir lassen hier seine etwaige Theilnahme an dem ersten Mordversuche aus dem Spiele, machen aber darauf aufmerksam, daß Stanhope nach langer Abwesenheit seine Rückkehr nach Ansbach, auf den Oktober 1833 angezeigt hatte, daß er aber erst nach dem Verbrechen im Hofgarten wieder in Ansbach erschien und daß es erwiesen ist, daß er sich damals in der Gegend verborgen hielt. Er hatte deßfalls sogar Verhöre zu bestehen.

Nach der Ermordung des armen Findlings bestand die Thätigkeit des Grafen darin, verdächtigende Broschüren gegen Hauser in die Welt zu jagen; so suchte er in einer gedruckten Schrift „Materialien zur Geschichte Kaspar Hausers, Heidelberg 1835" seine ganze Handlungsweise in dieser Sache zu rechtfertigen und auch andere Federn zu diesem Zwecke zu gewinnen. Als dieser Strom von Verdächtigungen losgelassen wurde, hatte der Tod unter den Vertheidigern Kaspar Hauser's bereits eine reiche Ernte gehalten, *zu welcher demselben allem Anschein nach künstliche Beihilfe geleistet wurde*; so waren namentlich Feuerbach, Bürgermeister Binder, Dr. Osterhauser, Dr. Preu, Dr. Albert, Magistratsrath Bieberach, lauter aufrichtige Gönner Hausers, nicht mehr am Leben. (Auch Daumer erzählt von 2 Fällen, in welchen seinem Leben nachgestellt war.)

Trotzdem hat aber der Graf seinen Zweck schon deßhalb nicht erreicht, weil sein Hauptstreben darin bestand, den Kaspar Hauser als einen verschmitzten Burschen, einen hinterlistigen Betrüger, der seine Freunde hintergangen, hinzustellen und der sich deßhalb, weil

er alle seine Winkelzüge entdeckt sah, von seinen Wohlthätern verlassen war, aus Verzweiflung selbst den Tod gegeben.

Diese Behauptung, welche allen wirklichen oder bezahlten Widersachern des Findlings zum Losungswort gegeben schien, fiel aber deßhalb auf kein günstiges Erdreich, weil sich die öffentliche Meinung schon längst gegen solche verläumderische Unterstellungen ausgesprochen und in Kaspar Hauser das erkannt hatte, was er war, — ein schuldloses Opfer, ein Hinderniß für ehrgeizige Pläne!

Man legte daher solchen unbegründeten Ausführungen keinen Werth bei, setzte allem fernern Treiben des Engländers nur kalte Verachtung entgegen und vertraute der Zukunft, welche die Wahrheit bringen sollte. Am meisten empörte aber, wie sich Stanhope schriftlich und mündlich über Feuerbach äußerte, jede seiner Handlungen bezüglich Kaspar Hauser's zu verdächtigen suchte. Wir werden diesem Grafen wieder auf späteren Wegen begegnen und bemerken hier nur noch, daß alle seine nachfolgenden Schritte, so wie sie durch Gewissensbisse oder Furcht vor Entdeckung eingegeben, nur dazu beitrugen, ihn noch mehr zu compromittiren.

So machte er z. B. bei Professor Daumer wiederholt Versuche, ihn gegen Kaspar Hauser zu stimmen, ungünstige Zeugnisse gegen dessen ehemaligen Zögling zu erlangen u. s. w. — Daumer erzählt darüber, daß der Lord bei dem letzten ihm gemachten, gleichfalls zu erwähntem Zwecke vergeblichen Besuche, ihn wüthend verlassen habe und die Treppe hinab geeilt sei. Seit jener Zeit glaubte sich der Professor nicht mehr sicher und in jene Zeit fällt auch ein Vorfall, den Daumer erlebte, nämlich, daß er in einer abgelegenen, menschenleeren Straße, die nach seiner Wohnung führte, von einem äußerst verdächtig aussehenden Burschen von großer Statur bei Nacht auf die beängstigendste Art verfolgt wurde und nur durch zufällige Dazwischenkunft fremder Leute, die den Verfolger verscheuchten, wohlbehalten sein Haus erreichte.

Daumer's Mutter endlich bezeichnete den Grafen, namentlich nach dem letzten Besuche, wo er schrecklich ausgesehen haben soll, geradezu als den Mörder Hauser's, welche Ansicht wir indessen nicht völlig adoptiren können.

In einer Zeit, in der große politische Ereignisse in ganz Europa die Erinnerung an das blutige Drama von Ansbach längst verwischt

hatten, starb (1855) Lord Stanhope in England im 74. Jahre; mit ihm bedeckt aber jedenfalls das stumme Grab einzelne Theile des Geheimnisses, doch auch wohl nicht für immer.

Die Charakteristik der mit Stanhope noch Verbündeten: des Lehrers Meyer und des Gensdarmerielieutenants Hickel bietet weniger Interesse, da sie wohl nur besoldete, willenlose Creaturen waren. Meyer, Lehrer und Miethherr Kaspar Hauser's zur Zeit seiner Ermordung und zugleich Glöckner, war ein armer Mann gewesen, ließ aber in der Folge seinen Sohn studiren und starb 1868 als bemittelter Hausbesitzer. Es fällt auf ihn der Verdacht, Kaspar Hauser's Tagebuch an Stanhope ausgeliefert zu haben.

Lehrer Meyer stand mit Stanhope in beständigem Briefwechsel, es waren ihm also wohl alle die geheimen Fäden der gegen Kaspar Hauser gesponnenen Intriguen genau bekannt. Die von Meier beabsichtigte Schrift über das Leben des Findlings, war offenbar nur dazu bestimmt, den auf ihm ruhenden Verdacht, auf Kosten des letzteren, von sich abzuwälzen. Die inzwischen von dem Sohne Meyer's herausgegebene Schrift bestätigt unsere Voraussetzung im weitgehendsten Maße. Dieselbe enthält denn auch nur hundertmal Widerlegtes, so daß wir uns mit derselben hier nicht weiter zu beschäftigen brauchen.

Gegen Hickel liegt der schwere Vorwurf vor, daß er gerade während des Mordanfalles im Hofgarten abwesend war. Dadurch wurden die nöthigen Maßregeln zur Verfolgung des Thäters versäumt und der Gang der Untersuchung verzögert. Die Thränen, welche er seinem „Freunde" am Grabe nachweinte, standen im schreiendsten Contraste mit seinem ganzen Gebahren während der Lebenszeit Kaspar Hauser's, und das Vertrauen, welches ihm Stanhope schenkte, reicht hin zur Würdigung seines Charakters. Hickel ließ es alsbald nach Hauser's Tod ebenfalls nicht an Beschimpfungen fehlen. Er ist nun auch todt.

Während Feuerbach und Daumer gleich von Anbeginn ihre Vermuthungen über Kaspar Hauser in Druckschriften äußerten, auch in München 1838 bei Fleischmann eine Broschüre zur Aufhellung erschien, strengten sich andere Schriftsteller, wahrscheinlich durch Stanhope veranlaßt, an, in dessen Sinn die Erscheinung Kaspar Hauser's in den Koth zu ziehen und seine offenen wie geheimen Feinde zu rechtfertigen oder wenigstens als Selbstgetäuschte zu entschuldigen.

Auffallend bleibt immer, daß, während nach jenen Vertheidigungs-schriften überall gefahndet, sie von unbekannter Hand zu hunderten von Exemplaren aufgekauft oder in gewissen Ländern strenge verboten wurden, man die Kaspar Hauser nachtheiligen Schriften auf jede Weise zu verbreiten suchte.

Die Verfasser dieser Letztern sind vorzüglich Polizeirath Merker in Berlin, Ritter von Lang aus Hammelburg und Dr. Eschricht, dänischer Etatsrath in Kopenhagen.

Merker sucht in seinem Buche mit juridischen Belegen seine Kaspar Hauser herabwürdigende Ansicht zu begründen. Seine nicht ohne Geschick zusammengestellten Argumente wurden jedoch schlagend durch Daumer und Gierl, einem Nürnberger Juristen, widerlegt.

Der als unterhaltender witziger Schriftsteller bekannte Ritter von Lang ließ auch hier seiner humoristischen Feder auf Kosten des armen Waisenknaben den Lauf, ohne große Wirkung damit zu erzielen oder seine Leser zu seiner Meinung zu bekehren.

Eschricht endlich bemühte sich, Kaspar Hauser als völlig blöd-sinnig hinzustellen, eine Idee, welche Hausers ganze Lebensgeschichte Lügen straft.

Wir wollen keine Worte mehr über diese Tendenzschriften ver-lieren und legen ihnen kein größeres Gewicht bei als der Münze, mit welcher sie bezahlt wurden.

II.

Es ist nichts so fein gesponnen,
Der Tag bringt's endlich an die Sonnen.

Seit der Geburt Kaspar Hausers sind über 69 Jahre, seit seiner Ermordung über 48 Jahre verflossen; von Jenen, auf welchen durch die öffentliche Meinung der Verdacht der Verbrechen ruhte, lebt kein einziger mehr.

Gerade aber, weil Kaspar Hauser jetzt nur der Geschichte angehört, die ganze Angelegenheit nur noch eine wissenschaftliche, psychologische und historische, allerdings immerhin sehr große Bedeutung hat, so darf und muß jetzt die Forschung eine freie sein, die Besprechung der Sache muß ohne Rücksichten nach verschiedenen Seiten geschehen und es ist die Aufgabe dieser Schrift, der Geschichte die Wahrheit zu überliefern, und speziell dieses Abschnitts, die Herkunft Kaspar Hausers nachzuweisen und zu beschreiben, wie und durch wen die Verbrechen, welche man an Leib und Seele des armen Findlings, an dessen Stand und Vermögen und an Allem, was ihm als Mensch heilig war, beging, verübt wurden.

Wir kommen zunächst auf die gerichtliche Untersuchung zu sprechen und müssen bezüglich derselben in's Gedächtniß zurückrufen, daß Solche in die Hände des königlich baierischen Appellationsgerichtspräsidenten Anselm Ritter von Feuerbach in Ansbach, eines der hervorragendsten Criminalisten seiner Zeit gelegt war, daß Feuerbach mit seltener Gewandtheit und unermüdlicher Thätigkeit forschte, daß er aber gerade in der Zeit, in welcher seine Untersuchung im Begriffe war, zu einem Ende zu gelangen und man sich wichtige Enthüllungen versprach, eines plötzlichen Todes starb; wir müssen weiter hier

anführen, daß in derselben Zeit, als Feuerbach starb, die Diplomatie der Untersuchung hindernd in den Weg trat, indem die Untersuchungsakten durch den nach Wien berufenen baierischen Bundestagsgesandten von Mieg dahin mitgenommen wurden, auffallender Weise aber nicht mehr von da zurückgelangt sind.

Die Diplomatie muß doch die Hauser'sche Geschichte für etwas Anderes als für einen gewöhnlichen Criminal- oder gar Betrugsfall gehalten haben.

Wir müssen ferner hier erwähnen, daß die Untersuchung nach dem Tode Feuerbachs nicht mehr fortgeführt wurde.

Verweilen wir nun bei der Untersuchung dieses ausgezeichneten Criminalisten.

Abgesehen von den Thätern der Verbrechen, befand sich Niemand so sehr in der Lage, sich ein festes Urtheil bilden und Aufschlüsse geben zu können, als eben Herr von Feuerbach. Dieser Mann gelangte nun nicht zu einem positiven juristischen Beweise, wohl aber zu einer bestimmten und festen moralischen Ueberzeugung in der Sache.

In der in dem vorigen Theile öfters erwähnten Schrift: „Kaspar Hauser, Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen" deutet er (Seite 137) zwar sehr bestimmt aber doch mit Rückhalt diese Ueberzeugung an, indem er sagt: Weil der Schriftsteller vorerst sich nicht erlauben dürfe, dasjenige auszusprechen, was vorderhand nur noch dem Staatsbeamten zu wissen oder zu vermuthen erlaubt sei, könne er die Neu- und Wißbegier nicht befriedigen ꝛc.

Ferner sagt er in derselben Schrift (Seite 138) wörtlich: „Allein dem Arme der bürgerlichen Gerechtigkeit sind nicht alle Fer-„nen, noch alle Höhen und Tiefen erreichbar und bezüglich mancher „Orte, hinter welchen sie den Riesen eines solchen Verbrechens zu „suchen Gründe hat, müßte sie, um bis zu ihm vorzudringen, über „Josuas Schlachthörner oder wenigstens über Oberons Horn gebieten „können, um die mit Flegeln bewehrten hochgewaltigen Kolosse, die vor „goldenen Burgthoren Wache stehen und so hageldicht dreschen, daß „zwischen Schlag und Schlag sich unzerknickt kein Lichtstrahl drängen „mag — für einige Zeit in ohnmächtige Ruhe zu bannen."

„Doch was verübt' die schwarze Mitternacht
„Wird endlich, wenn es tagt, an's Sonnenlicht gebracht."

Was ihm als Schriftsteller nicht für erlaubt dünkte, zu sagen, hielt er für Pflicht, als Staatsbeamter seiner Königin (der verwittweten Königin Karoline von Baiern) als badischer Prinzeß anzuvertrauen.*)

Zuerst wandte sich Feuerbach mit seinem Briefe vom 27. Januar 1832 unmittelbar an die Königin, dann trat er mit Pfarrer Schmidt, Hofprediger der Königin (Brief vom 20. Februar 1832), in Verbindung und hierauf folgte durch die in ihren innersten Gefühlen ergriffene Fürstin veranlaßt: Ein Memoire über Kaspar Hauser (dasselbe befindet sich im Besitze von Feuerbach's Sohn, des Philosophen Ludwig Feuerbach in Nürnberg und ist in dessen Werk „Anselm Ritter von Feuerbach's Leben und Wirken, aus seinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern, Vorträgen und Denkschriften — Leipzig 1852 bei Otto Wigand — veröffentlicht, — welches wir hier wortgetreu folgen lassen:

„Die Rechtsgelehrten haben bei der Entscheidung über Verbre„chen einen Beweis aus dem Zusammentreffen von Umständen.

„Auch ich unternehme einen solchen aus einer Reihe nebenein„ander gestellter Vermuthungsgründe zusammengesetzten Beweis, wel„cher freilich vor keinem Richterstuhle ein entscheidendes Gewicht haben „würde, gleichwohl aber hinreichend sein dürfte, um eine „sehr starke menschliche Vermuthung, wo nicht vollständige mora„lische Gewißheit zu begründen.

„Die lange Kette des Vermuthungsbeweises bildet sich durch „folgende Glieder, welche, so fein sie sind, fest in einander greifen.

I. „Hinsichtlich des Standes desselben im Allgemei„nen, ergibt sich aus den zu den gerichtlichen Acten gekommenen, oder „sonst bewahrheiteten Umständen Folgendes:

1. Kaspar Hauser ist kein uneheliches, sondern ein „eheliches Kind; denn wen auch Kaspar, wenn man sich ihn als „uneheliches Kind denkt, zum Vater oder zur Mutter gehabt haben „möge, so gab es, wenn es darauf ankam, die Paternität oder die „Maternität zu verheimlichen, weit leichtere, weniger grausame und

---

*) Königin Karoline war die Tochter des in Schweden verunglückten badischen Erbprinzen Karl Ludwig, Schwester des Großherzogs Karl von Baden und Gemahlin des 1825 verstorbenen Königs Maximilian Joseph von Baiern.

„bei weitem weniger für den Betheiligten gefährliche Mittel, als die „ungeheure That der vielleicht 16—17 Jahre lang fortgesetzten ge= „heimen Gefangenhaltung und endlichen Aussetzung des Kindes.

„Je vornehmer eines der Eltern gewesen, desto leichter konnte „das Kind auf andere Art entfernt werden, ohne daß es hierzu einer „solchen That bedurfte. Leute geringen Standes und geringer Mittel „hatten noch weniger Ursache, auf so gefahrvolle, bedeutende Anstalten „und Vorrichtungen erforderliche Weise ihr uneheliches Kind zu ver= „heimlichen. Das Brod und Wasser, das Kaspar heimlich gebracht „wurde, hätte man ihn öffentlich dürfen verzehren lassen. Kurz: „man denke sich Kaspar als uneheliches Kind vornehmer oder ge= „ringer, reicher oder armer Eltern, so steht das Mittel außer allem „Verhältniß zu seinem Zweck.

„Ganz ohne Ursache, gleichsam zum Scherze, übernimmt Nie= „mand die Last eines schweren Kapitalverbrechens, zumal, wenn er „dabei noch obendrein die qual= und angstvolle Mühe hat, dieses „Kapitalverbrechen 16—17 Jahre lang sorgfältig fortsetzen zu müssen.

2. „Bei den an Kaspar begangenen Verbrechen sind Personen „betheiligt, welche über große, außergewöhnliche Mittel zu ge= „bieten haben. Daß sowohl die Aussetzung Kaspars, als auch der „später an ihm verübte Mordversuch in einer Stadt, wie Nürnberg, „am hellen Tage gleichsam öffentlich geschehen konnte, dann aber alle „Spuren des Thäters auf einmal verschwanden; daß alle Nachfor= „schungen, die nun seit beinahe drei Jahren mit dem rastlosesten „Eifer, geleitet vom vereinten Scharfsinn der erfahrensten Justiz= und „Polizeimänner nach allen Richtungen hin unternommen wurden, in „der Art fruchtlos gewesen sind, daß kein juridisch geltend zu machen= „der Umstand entdeckt werden konnte, welcher auf einen bestimmten „Ort der Hauptthat oder auf eine bestimmte Person geführt hätte; „daß alle öffentlichen Aufforderungen, daß das große Interesse, welches „fast alle Herzen in und außer Deutschland an dem Schicksale des „unbekannten Unglücklichen genommen haben, daß ein auf die Ent= „deckung ausreichender Spuren öffentlich ausgeschriebener Preis von „1000 fl. keine einzige befriedigende Anzeige herbeigeführt haben. „Alles dieses wird nur daraus erklärbar, daß mächtige und sehr reiche „Personen dabei betheiligt sind, welche über gemeine Hindernisse kühn „hinwegzuschreiten die Mittel haben, welche durch Furcht, außerordent=

„liche Vortheile und große Hoffnungen willige Werkzeuge in Be-
„wegung zu setzen, Zungen zu fesseln und goldene Schlösser vor mehr
„als einen Mund zu legen, die Macht besitzen.

3. „Kaspar muß eine Person sein, an dessen Leben oder Tod
„sich große Interessen knüpfen. Dieses beweist unwidersprechlich der
„ebenso listig angelegte als keck ausgeführte Mordversuch.

„Das Ungeheure des Mittels nöthigt jeden gesunden Verstand,
„auf einen mit dem Mittel im Verhältnisse stehenden großen Zweck
„zu schließen.

„Wer hätte das Interesse haben können, an einem armen, von
„fremder Barmherzigkeit lebenden Findling den Tod auf dem Schaffot
„zu wagen? wäre nicht an diesem Findlinge weit mehr gelegen, als
„an irgend einem Findlinge gelegen sein könnte. Er muß eine Per-
„son sein, deren Leben selbst bei der entfernten Gefahr, es könne
„einmal ihr Stand und wahrer Name entdeckt werden, die Existenz
„anderer und zwar so hoch bedeutender Personen bedrohe, daß er um
„jeden Preis, auf jede Gefahr hin aus dem Wege geräumt werden
„mußte, und daß zugleich Menschen gefunden werden konnten, die
„solch' Wagstück unternahmen.

4. „Nicht Rache, nicht Haß konnten Motive der Einkerkerung,
„— dann zur versuchten Ermordung dieses unschuldigen harmlosen
„Menschen gewesen sein, es bleibt kein anderer Beweggrund denkbar
„als der Eigennutz.

„Er wurde entfernt, damit Andern Vortheile zugewendet und
„für immer gesichert würden, welche von Rechtswegen nur ihm ge-
„bührten; er mußte verschwinden, damit andere ihn beerben, er sollte
„ermordet werden, damit „Jene" in der Erbschaft sich behaupten
„konnten.

5. „Er muß eine Person hoher Geburt, fürstlichen Standes
„sein. Dafür sprechen — seltsam genug! — doch auf die überzeu-
„gendste Weise — merkwürdige Träume, die Kaspar zu Nürnberg
„gehabt hat, welche Träume nichts Anderes gewesen sein können, als
„wiedererwachte Erinnerungen aus seiner früheren Jugend.
„Ich bemerke hierbei zuvörderst im Allgemeinen, daß Kaspar, als er
„diese Träume hatte, noch auf sehr niedriger Stufe geistiger Entwick-
„lung stand, nur sehr unvollkommen sich äußern konnte und Träume

„von wirklichen Erscheinungen und Erinnerungen noch nicht zu unter=
„scheiden vermochte.

„Es ist ferner zu bemerken, daß von den Gegenständen und
„Scenen, welche Kaspar im Traume gesehen haben will, ihm zu
„Nürnberg nichts Aehnliches vorgekommen sein konnte.

„So hatte er z. B. folgenden Traum, welchen ich ihn selbst
„dieser Tage von Neuem niederschreiben ließ."

(Hier folgt in dem Memoire die Erzählung des Traumes,
welchen wir bereits früher (Seite 25) wörtlich mitgetheilt haben.)
Dann heißt es weiter:

„Das Haus in diesem Traume ist offenbar ein Schloß, ein
„Palast, der nach seiner äußern Beschaffenheit und innern Eintheilung
„so genau beschrieben ist, daß ein Baumeister einen Riß darnach ent=
„werfen könnte. In der Reihe der Zimmer, welche Kaspar beschreibt,
„ist besonders das Bibliothekzimmer und das mit den Silberschränken
„bemerkenswerth, welches Letztere entweder eine Silberkammer oder
„ein fürstliches Tafelzimmer mit Buffets sein soll. Alles dergleichen
„hatte Kaspar, als er dieses träumte, nirgendwo in Nürnberg zu
„sehen Gelegenheit gehabt, Träume aber erfinden nichts und schaffen
„nichts, sie bilden und verarbeiten nur Stoffe, welche sie von Außen
„empfangen haben, das Schloß mit diesen Zimmern existirt gewiß
„irgendwo. Daß Löwenköpfe (oder Löwen) in jenem Traumbilde
„öfters mit vorkommen, ist sehr bezeichnend.

„Aus der Verbindung aller obigen Umstände geht nun zuvör=
„derst die dringende Vermuthung, ja die moralische Gewißheit her=
„vor: Kaspar Hauser ist das eheliche Kind fürstlicher El=
„tern, welches hinweggeschafft worden ist, um Andern, de=
„nen es im Wege stand, die Succession zu eröffnen."

II. „Die Gefangenhaltung Kaspars insbesondere be-
„treffend, so stellt sich dieselbe als das an dem Unglücklichen began=
„gene Hauptverbrechen, und derjenige, der ihn gefangen hielt und
„ernährte, als ein Bösewicht dar.

1. „Kaspar wurde freilich gefangen gehalten und spärlich er=
„ernährt; aber man hat auch Beispiele von Menschen, welche gefangen
„gehalten wurden, nicht in verbrecherischer, sondern in wohlwollender
„Absicht, nicht um sie zu verderben, sondern um sie zu retten, ihr
„Leben gegen ihre Verfolger in Sicherheit zu bringen.

„Die Art und Weise, wie Kaspar gefangen gehalten wurde, „hat offenbar diesen Charakter.

„Kaspars Verwahrungsort war ein kleines gewölbtes Gemach, „das sehr gesund gewesen sein muß, weil Kaspar sich nicht erinnert, „jemals krank gewesen zu sein oder Schmerzen empfunden zu haben. „Dieses Gemach war sehr reinlich gehalten, denn Kaspar, der außer „seinem Wächter kein anderes lebendes Geschöpf kannte, hat nicht „einmal mit einem lebenden Ungezieser Bekanntschaft zu machen Ge„legenheit gehabt. Keine Ratte, keine Maus, keine Spinne, keine „Fliege ist ihm während seiner Haft jemals zu Gesicht gekommen. „Auch an seinem Körper wurde er äußerst reinlich gehalten; er spürte „nie Ungeziefer an sich; es wurde ihm während er schlief die Wäsche „gewechselt, es wurden ihm die Nägel geschnitten, er wurde wahr„scheinlich auch von Zeit zu Zeit gewaschen. Kaspar erinnert sich „nicht, jemals lange Nägel gehabt oder irgend einen Schmutz an „seinem Körper oder an seinen Hemden, die immer blendend weiß „und nicht von grober Leinwand gewesen, bemerkt zu haben.

„Er erhielt immer regelmäßig sein Brod und Wasser; das Brod „aber bestand in einem sogenannten Kipf von gemischtem Mehl mit „Fenchel und Koriander bestreut und war mit Einschnitten versehen, „damit bequem die einzelnen Stückchen abgebrochen werden möchten.

„Es war sogar, soviel wie möglich, für einige Beschäftigung und „Unterhaltung des Kindes gesorgt: zwei hölzerne Pferde und ein höl„zerner Hund und seidene Bänder waren ihm zum Spielzeug gegeben.

„Alles dieses beweist Sorgfalt, Milde, Menschlichkeit.

„Wäre die Absicht gewesen, den Unglücklichen für immer der „Welt zu entziehen, warum hat ihn der Geheime, der ihn in seiner „Gewalt hatte, nicht lieber ganz aus der Welt geschafft?

„Jener Unbekannte, der den Kaspar verborgen hielt, mischte „zuweilen Opium in das Wasser, damit er fest schlafe, wenn er „gereinigt werde. Warum nicht einige Gran Opium mehr, damit er „auf ewig einschlafe?

„In dem Kerker, in welchem der Lebende so lange verborgen „war, konnte noch leichter der Todte verborgen liegen.

„Aber warum so karge Kost? warum nur Wasser und Brod? „— Höchst wahrscheinlich nur darum, weil derjenige, welcher den „Unglücklichen verborgen hielt, ihn auf andere Weise nicht ernähren

„konnte, ohne Aufsehen zu erregen. Wasser und Brod konnte er „unbemerkt bei Nacht seinem Gefangenen heimlich zutragen, nicht „aber warme Speise.*)

„Daß Kaspar für den Mann, „bei dem er immer gewesen," „noch immer eine große Zuneigung fühlt, mit Liebe und Dankbar= „keit über ihn sich äußert, immer nur bittet, man möge diesen Mann, „wenn man ihn entdecke, mit Strafe verschonen, ist ebenfalls ein „Umstand, welcher, mit den obigen Thatsachen zusammengenommen, „den sichern Schluß begründet:

„Der Mann, der unsern Kaspar gefangen hielt, war sein „Wohlthäter, sein Retter; er hielt ihn gefangen, um ihn vor seinen „Verfolgern, vor denen, die ihm nach dem Leben trachteten, zu ver= „bergen."

„2) Wenn in Kaspar's Person, aus irgend einer hohen oder „nur aus einer vornehmen, angesehenen Familie ein Kind verschwun= „den wäre, ohne daß man über dessen Tod oder Leben und wie es „hinweggekommen, etwas in Erfahrung hätte bringen können, so müßte „längst officiell bekannt sein, in welcher Familie sich das Unglück „ereignet habe; denn das Verschwinden eines Kindes ist eine offen= „kundige, Aufsehen erregende Thatsache.

„Da nun aber seit Jahren und unerachtet Kaspar's Schicksal „weltbekannt geworden, nicht das Mindeste von einer Familie be= „kannt geworden, aus welcher vor ungefähr 17—20 Jahren ein Kind „heimlicher Weise abhanden gekommen und verschwunden sei, so ist „Kaspar nur unter den Todten zu suchen:

„Ein Kind wurde für todt ausgegeben, wird noch jetzt für „todt gehalten, lebt aber noch in der Person des armen Kaspar's.

„Dieser Umstand, mit dem vorhergehenden zusammengereiht, „combinirt sich zu folgender muthmaßlichen Geschichte:

„Das Kind, in dessen Person der nächste Erbe, oder

---

*) „Das Schicksal eines Mannes aus der Familie Stanhope's kann hier= „mit in Vergleich gestellt werden. Es war der Urgroßvater des Grafen; dieser „war von Cromwell geächtet und wurde, bis ihm die Flucht gelang, von seiner „ihn zärtlich liebenden Tochter in einem Grabgewölbe verborgen gehalten, wo „sie ihn mit einzelnen Brocken, die sie beim Essen heimlich zu sich steckte, auf „eigene Lebensgefahr kümmerlich ernährte.

„der ganze Mannsstamm seiner Familie erlöschen sollte, „wurde heimlich bei Seite geschafft, um nie wieder zu er= „scheinen."

„Um aber den Verdacht eines Verbrechens zu entfer= „nen, wurde diesem Kinde, welches vielleicht als es besei= „tigt wurde, gerade krank zu Bette gelegen hatte, ein „anderes verstorbenes oder sterbendes Kind untergeschoben, „dieses alsdann als todt ausgestellt und begraben und so „Kaspar angeblich in die Todtenliste gebracht.

„War der Arzt des Kindes mit im Spiele, hatte er den Auf= „trag, das Kind umzubringen, fand er jedoch entweder in seinem „Gewissen oder in seiner Klugheit Gründe, den Auftrag scheinbar zu „vollziehen, aber das Kind heimlich beim Leben zu erhalten, so konnte „dieser fromme Betrug auf das leichteste vollzogen werden.

„Zwischen dem Zeitpunkte des vorgespielten Todes und der „Einkerkerung Kaspars liegt übrigens, wie sehr wahrscheinlich, ein „sehr beträchtlicher Zwischenraum.

„Mancherlei führt nämlich auf die dringende Vermuthung, daß „Kaspar, nachdem er zum Scheine in Deutschland gestorben war, „nach Ungarn geschafft worden ist, dort die ersten Kinderjahre in der „Freiheit verlebt hat, und erst alsdann, um ihn vor naher Todesgefahr „zu retten, eingekerkert worden ist.

„Was nun endlich

III. „Die Frage betrifft, in welche hohe Familie Ka= „spar gehören möge, so ist nur ein Haus bekannt, auf welches „nicht nur mehrere zusammentreffende allgemeine Verdachtsgründe „hinweisen, sondern welches auch durch einen ganz besondern Um= „stand speciell bezeichnet ist, nämlich — die Feder sträubt sich, die= „sen Gedanken niederzuschreiben -- das Haus Baden."

„Auf höchst auffallende Weise gegen alle menschliche Ver= „muthung erlosch auf einmal in seinem Mannesstamme das alte Haus „der Zähringer, um einem, blos aus morganatischer Ehe entsprossenen „Nebenzweige Platz zu machen."

„Was noch verdächtiger:

„Zwei Söhne waren geboren, aber diese beiden Söhne star= „ben und nur sie starben, während die Kinder weiblichen Ge= „schlechts insgesammt bis auf den heutigen Tag noch in frischer Ge=

„sundheit blieben (Februar 1832). Die Frau Großherzogin Ste=
„phanie ist eine wahrhaft zweite Niobe, nur mit dem Unterschiede,
„daß Apollos tödtliches Geschoß ohne Unterschied Söhne und Töchter
„traf, dort aber der Würgengel an allen Töchtern vorüberging und
„nur die Söhne erschlug.

„Und nicht blos seltsam, sondern einem Wunder ähnlich ist
„es, daß der Würgengel schon gleichsam an der Wiege beider Knaben
„steht, und diese mitten aus der Reihe seiner Schwestern herausgreift.

„Zwischen den beiden Prinzessinnen Luise und Josephine
„stirbt der erstgeborne Prinz am 16. Oktober 1812.

„Zwischen den Prinzessinnen Josephine und Marie stirbt
„am 8. Mai 1817 wieder ein Prinz.

„Diese Sterbefälle widerstreiten fürwahr jeder physiologischen
„Wahrscheinlichkeit.

„Wie wäre es erklärbar, daß eine Mutter demselben Vater
„lauter gesunde Töchter und als Söhne nur Sterblinge gebiert?

„In dieser ganzen Begebenheit scheint so viel System, soviel
„Berechnung hindurch, wie sie nicht dem Zufall, sondern nur mensch=
„lichen Absichten und Plänen zuzutrauen ist.

„Oder man müßte glauben, die Vorsehung selbst habe einmal
„in den gewöhnlichen Lauf der Natur eingegriffen und Außerordent=
„liches gethan, um einen coup de politique auszuführen.

„Wer bei dem Aussterben des Mannesstammes in der Linie
„des Großherzogs Karl das nächste, das unmittelbarste Interesse
„hatte, war unstreitig die Mutter der Grafen Hochberg mit ihren
„Söhnen; denn waren ihre Kinder aus morganatischer Ehe für suc=
„cessionsfähig anerkannt und war der Mannesstamm im Hause des
„Großherzogs Karl untergegangen, so mußte wohl nach kurzer Zeit
„die Succession an die Hochberg'sche Familie kommen.

„Die Gräfin Hochberg wird überdieß als eine Dame bezeich=
„net, welche gegen die Gemahlin des Großherzogs Karl tiefen Haß
„getragen, welche dabei von unbegrenztem Ehrgeiz und eines solchen
„Charakters sei, der sie um Mittel zu ihren Zwecken wenig verlegen
„mache."

„Nun aber kommt noch ein Umstand, der an sich klein und un=
„bedeutend ist, durch Zusammenhaltung einiger genealogischer That=
„sachen aber — den Verdacht bis zur moralischen Gewißheit steigert."

„In dem Briefe, welcher dem armen Kaspar bei seiner Aus-
„setzung in die Hand gegeben worden ist, in Verbindung mit der
„Einlage zu jenem Briefe, sind unter anderen folgende Angaben ent-
„halten: es sei

„1) Kaspar geboren am 30 April 1812;

„2) er sei dem Unbekannten gelegt worden am 7. October 1812.

„Hiermit treffen nun, bis auf unbedeutende, leicht erklärbare
„Abweichungen, die verhängnißvollen Epochen der Geburt und des
„Todes beider Prinzen, besonders aber des Erstgebornen, wunderbar
„zusammen.

Nämlich:

„1) Der Prinz N. N. ist geboren im Jahre 1812, gestorben
„im Jahre 1812. In demselben Jahre 1812 ist nach jener Angabe
„Kaspar geboren und auch in demselben Jahre 1812 angeblich als
„Findelkind dem Unbekannten gelegt worden, (d. h. aus seiner Familie
„verschwunden und in die Gewalt des Unbekannten gekommen).

„2) Selbst der Monat des Todes des Prinzen N. N. trifft
„mit dem Monat der angeblichen Aussetzung des Kindes Kaspar bei
„jenem Unbekannten überein.

„Der October ist für beide verhängnißvoll; in diesem Monat
„desselben Jahres stirbt Prinz N. N. und wird Kaspar ausgesetzt.

„Nun ist zwar

„3) nicht nur eine kleine Differenz in dem Monatstage —
„dort der 16. October, hier der 7. October — sondern auch eine
„Abweichung in den Geburtstagen, indem der Prinz am 29. Sep-
„tember geboren wurde, Kaspar aber am 30. April zur Welt gekom-
„men sein soll.

„Allein jene Differenz zwischen dem 7. und 16. desselben Mo-
„nats ist an sich höchst unbedeutend und leicht erklärbar, dagegen
„ist wieder:

„4) der 30. April, welcher dem Kaspar als Geburtstag bei-
„gelegt wird, von höchster Bedeutung. Dieser ist nämlich gerade
„der Geburtstag des zweiten Prinzen.

„Die Ursachen dieser Uebereinstimmungen und Abweichungen
„sind nicht schwer zu erklären. Es ist leicht möglich, daß der Un-
„bekannte, der von dem Geburts- und angeblichen Todesjahr Kaspars
„im Allgemeinen gute Kenntniße hatte, in den einzelnen Datis sich

„im Irrthum befand, den Geburtstag des zweiten Prinzen (30. April)
„mit dem des ersten verwechselte und sich, während ihm der October
„als Sterbmonat noch im treuen Gedächtniß lag, nur in dem Monats=
„tag vergriff, (statt 16. — 7. Oktober) ein unbedeutender Unterschied
„von 8—9 Tagen. Indessen scheint mir die Abweichung ganz ab=
„sichtlich aus guten Gründen geschehen zu sein.

„Derjenige, der unsern Kaspar in Gewahrsam hatte, ihn nach
„Nürnberg brachte oder schaffte und den Brief nebst Beilage schrieb
„oder schreiben ließ, war höchst wahrscheinlich ein katholischer Geist=
„licher (?) vielleicht ein Klostergeistlicher.

„Diesem, der auch, wie die demselben mitgegebenen geistlichen
„Büchlein bekunden, für Kaspars Seelenheil besorgt war, mußte es
„eine große Verruchtheit dünken, den Unglücklichen ohne allen Aus=
„weis über seine Geburt in die Welt zu stoßen. Wäre aber dieser
„Mann dem rechten Datum in Allem getreu geblieben, so mußte er
„mit Recht eine zu schnelle Entdeckung befürchten.

„Um daher in der Hauptsache bei der Wahrheit zu bleiben,
„ohne das Geheimniß zu verrathen, mußte der Wahrheit etwas Lüge
„beigemischt werden, und so wurde dann, um auch so noch von der
„Wahrheit so wenig als möglich abzuweichen, blos ein Datum im
„richtig angegebenen Monat (Oktober), um einige Tage zurückgescho=
„ben und ihm nebenbei der 30. April aus dem Leben seines jüngeren
„Bruders beigelegt.

„Nicht unbedeutend ist es, daß nicht lange nach dem Erscheinen
„Kaspars in Nürnberg, sich das Gerücht, und zwar von Baden her
„verbreitete:

„Kaspar sei ein für todt ausgegebener Prinz des badischen
„Hauses und zwar ein Sohn der Großherzogin Stephanie; daß dieses
„Gerücht von Zeit zu Zeit wieder laut geworden ist, am lautesten
„aber in der neuesten Zeit; daß neuerlich (1832) unter der Form
„einer angeblichen Geistererscheinung, von welcher öffentliche Blätter
„erzählten, die Behauptung angedeutet wurde, die Familie Hochberg
„besitze durch Usurpation den Thron, es sei noch ein ächter Prinz
„am Leben; daß sogar erst vor einigen Tagen aus einer Stuttgarter
„Zeitung in einem Augsburger Blatte die Behauptung zu lesen war:

„Kaspar Hauser sei der muthmaßliche Prätendent
„von Baden.

„Gerüchte sind freilich nur Gerüchte, sind aber darum nicht zu „verachten; sie fließen oft aus sehr ächten Quellen; sie haben, wo „es geheime Verbrechen gibt, häufig darin ihre Entstehung, daß der „eine oder andere Mitwissende geplaudert hat, mit seinem Vertrauen „zu freigebig gewesen, oder sonst eine verrätherische Unvorsichtigkeit „begangen hat, sein Gewissen zu erleichtern, im Stillen die Entdeckung „der Wahrheit herbeizuführen sucht ꝛc."

So weit die Deduction, welche Feuerbach seiner Königin und zwar gerade als badischer Prinzeß überreichte.

Diese mit feiner Beobachtungsgabe und mit ungewöhnlichem Scharfsinne abgefaßte Denkschrift enthält gleichwohl wesentliche, ohne Zweifel absichtliche Lücken.

Feuerbach hat darin sorgsam die unmittelbaren Verwandten der Königin außer dem Spiele gelassen — er spricht sich bestimmt über die Schuld der ihrem Großvater morganatisch angetrauten Gemahlin aus, während er jede Bezugnahme auf irgend ein Glied der älteren Linie unterläßt; auch vermeidet er in dieser Denkschrift die Hindernisse zu bezeichnen, die sich ihm bei der Untersuchung, wie er sich in seiner Broschüre ausdrückte, „als Keulenträger und Wappenthiere" entgegenstellten.

Immerhin aber ist dieses Actenstück wahrhaft wunderbar in Bezug auf das tiefe Denken und den großen Fleiß des Verfassers — nur ein außerordentliches Talent konnte im Stande sein, solche feine Beobachtungen zu machen, und ein Glied der Argumente an das Andere zu reihen.

Wir werden die Lücken, die Feuerbach wahrscheinlich absichtlich aus gewissen Rücksichten gelassen hat, ausfüllen; es müßen aber vorher um Vermengungen und Verirrungen zu begegnen, einige genealogische Notizen über die nun längst in ihrem männlichen Stamme ausgestorbene ächte Linie des Hauses Zähringen hier Platz finden:

Der Markgraf (1803 Kurfürst) und nachmalige (1806) Großherzog Karl Friedrich von Baden (geb. 1728, gestorben 1811) war zuerst (1751—1783) mit Caroline Luise, Tochter des Landgrafen Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt, und nach deren Ableben, jedoch blos morganatisch (1787—1811), mit einem früheren Hoffräulein Geyer von Geyersberg vermählt, welche Letztere nachmals

durch den Kaiser Franz II. zu einer Gräfin Hochberg (1796) erhoben ward, und erst 1820 starb.

Die erste Gemahlin war 5 Jahre älter als Karl Friedrich; die Geyer dagegen war 35 Jahre jünger als ihr Gemahl, so daß der jüngste Sohn aus erster Ehe noch einige Monate älter war, als seine Stiefmutter.*)

Aus beiden Ehen entsproßten je 3 Söhne,

Erbprinz Karl Ludwig, Markgraf Friedrich und Markgraf Ludwig aus I. Ehe.

Die Grafen Leopold, Wilhelm und Max (Gräfin Amalie) von Hochberg aus II. Ehe.

Der älteste Sohn aus der zweiten Ehe, Graf Leopold von Hochberg (nachmaliger Großherzog Leopold von Baden 1830—1852) war $27^1/_2$ Jahr jünger als sein jüngster Stiefbruder.

Als Karl Friedrich nach 73jähriger Regierung (1738—1811) im Alter von 83 Jahren starb, lebte auch dessen ältester Sohn:

Erbprinz Karl Ludwig von Baden nicht mehr. Derselbe verunglückte auf einer Reise nach St. Petersburg und Stockholm — er war gerade von dem schwedischen Lustschloß Haga abgereist, als er bei Arboga mit dem Wagen umgeworfen wurde und nach wenigen Stunden (16. December 1801) starb.

Verheirathet war er mit Prinzessin Amalie aus dem Hause Darmstadt.

Er hinterließ 5 Prinzessinnen:

Luise, als Elisabeth, Kaiserin (Alexander) von Rußland, Dorothea, Königin (Gustav IV.) von Schweden; Karoline, Königin (Max Joseph) von Baiern; Marie, Herzogin (Friedrich Wilhelm) von Braunschweig; Wilhelmine, Großherzogin (Ludwig II.) von Hessen; und den Erbprinzen Karl von Baden, welcher, 1786 geboren, seinem Großvater als Großherzog von Baden in der Regierung (1811—1818 folgte.)

Derselbe verheirathete sich schon 1806 mit einer Verwandten der Kaiserin Josephine, mit der Adoptivtochter Napoleon I., Prinzessin Stephanie de Beauharnais, einer sorgfältigst erzogenen, durch

*) Wie allgemein bekannt, soll zwischen diesem jüngsten Sohne (Ludwig, nachmaligem Großherzog 1818—1830) und seiner Stiefmutter ein intimes Liebesverhältniß bestanden haben.

Schönheit, Geist und Herzensgüte ausgezeichneten Dame. Eine Reihe von Jahren hindurch blieb diese Ehe kinderlos (vom April 1806 bis Juni 1811); dann gingen folgende Nachkommen aus derselben hervor:

1. Prinzessin Luise, geboren 5. Juni 1811, verheirathet mit Prinz Gustav Wasa von Schweden (gestorben 1854.)

2. Ein Prinz, geboren 29. September 1812, als gestorben bezeichnet am 16. October 1812.

(Es ist dies der Prinz, welchen Feuerbach als Kaspar Hauser im Auge hatte.)

3. Prinzessin Josephine, geboren 21. October 1813, vermählt mit dem Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen.

4. Ein Prinz, geboren 30. April 1816, als gestorben bezeichnet, 8. Mai 1817.

5. Prinzessin Maria, geboren 11. October 1817, vermählt mit Herzog William Alexander Anthony Archibald von Hamilton in Schottland und von Brandon in England; Wittwe 15. Juli 1863.

Wir geben diese Notizen so ausführlich, weil es sehr schwierig ist, sich solche so gründlich zu verschaffen. In den badischen officiellen Aufstellungen sind z. B. in der Genealogie des Regentenhauses von Karl Friedrich an, alle Angehörige der Familie einzeln erwähnt; die Personalien aller Prinzen, auch der nicht zur Regierung gelangten, sind angegeben, ja selbst im vorigen Jahrhundert verstorbene Frauen nicht übergangen, nur jene beiden Prinzen, die Söhne des Großherzogs Karl sind nicht angegeben, es ist derselben mit keinem Worte erwähnt.

Was veranlaßte wohl, zwei präsumtive Thronerben zu übergehen?

Wir kommen nun wieder auf Feuerbachs Denkschrift zurück, um das, was er aus sorgsamer Schonung gegen die Königin Karoline unterlassen hat, näher zu erörtern, hier zu besprechen.

Feuerbach sagt bekanntlich:

„Wer bei dem Aussterben des Mannesstammes der Linie des „Großherzogs Karl das nächste, das unmittelbarste Interesse hatte, „war unstreitig die Mutter des Grafen Hochberg mit ihren Söhnen."

Dies ist unrichtig — die gedachte Gräfin hatte allerdings ein sehr nahes, ein sehr unmittelbares Interesse, aber ein noch näheres, noch unmittelbareres besaß der jüngste männliche Angehörige der alten Linie, besaß der Markgraf Ludwig.

Ehe die Erbfolge der Hochberg'schen Linie beginnen konnte, mußte die Thronfolge an den genannten Markgrafen gelangen; allein schon dazu bedurfte es nicht weniger als 5 mehr oder minder ungewöhnlicher Todesfälle, die in der That in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen eintraten.

Zählen wir dieselben auf, es starben:

1. Markgraf Karl Ludwig, der älteste Sohn Karl Friedrichs und Erbprinz von Baden, † 16. Dezember 1801. Wie wir bereits berichtet, verunglückte er in Folge Umstürzen seines Wagens in Schweden.

Daß blos er, der Erbprinz dabei verunglückte, war damals mindestens Bedenken erregend.

2. Der älteste Enkel desselben, Sohn des Großherzogs Karl (Kaspar Hauser), starb am 16. Oktober 1812.

Nach officieller Bekanntmachung über die Geburt dieses Prinzen (29. September 1812), war er ausdrücklich als „gesund" bezeichnet, auch in späteren Bülletins gab der Leibarzt stets an, daß der Erbprinz fortdauernd der besten Gesundheit sich erfreue.

Ganz unerwartet brachte eine Extrabeilage zur Karlsruher-Zeitung unterm 17. Oktober 1812 die Anzeige: „Gestern Abend nach 8 Uhr „wurde unsere Stadt durch die Nachricht, daß der neugeborne Erb-„großherzog verschieden sei, in allgemeine Bestürzung und Trauer „versetzt."

3. Der zweite Enkel Karl Ludwigs, der zweite Sohn des Großherzog Karl, am 8. Mai 1817.

Auch er war (geboren 30. April 1816) von den Aerzten, namentlich von Dr. Kramer als „sehr gesund" bezeichnet. Am 8. Mai stellte sich bei ihm ein heftiges Fieber mit Zucken ein, in Folge dessen er schon in den Mittagsstunden des nächsten Tages starb.

In der offiziellen Bekanntmachung hieß es: „an den Folgen eines sehr beschwerlichen Zahnausbruchs."

Beide Prinzen waren, unter Beiziehung des Geburtshelfers Weidmann in Mainz geboren, welcher Arzt sich noch später oft dahin aussprach, daß beide Prinzen vollkommen gesund zur Welt gekommen und daß diese Sterbfälle ihn in hohem Grade überrascht hätten.

Die Gräfin Benzel Sternau, welche zu jener Zeit am badischen Hofe war, erzählt, daß der Mutter, nämlich der Frau Großherzogin

Stephanie nicht gestattet worden sei, den ältesten Prinzen, weder krank noch todt, zu sehen, angeblich weil sie selbst krank sei und durch diesen Anblick alterirt werden würde.

Dieselbe erzählte ferner, daß der Großherzogliche Leibarzt, als der zweite Prinz erkrankte, verlangte, daß man ihm die Behandlung allein überlasse und namentlich den Arzt des Markgrafen Ludwig nicht beiziehe, wie es bei dem ersten Prinzen geschehen war, sonst lehne er die Behandlung ab, gleichwohl wurde jener Arzt durch den Kammerherrn von Ende wieder zugelassen, der eigentliche Leibarzt verdrängt und — der Tod erfolgte! —

Als im Anfang der 1830er Jahre das Gerücht sich verbreitete, Kaspar Hauser sei der ältere jener beiden Prinzen, ergriff ein badischer Abgeordneter eine sich darbietende Gelegenheit, um die ehemalige Amme des zweiten Prinzen über die Umstände des Todesfalles zu befragen. Er schrieb in Gegenwart von 3 Zeugen Folgendes nieder:

„Die Frau war noch nach so vielen Jahren auf's tiefste er-„griffen, als sie von diesem Vorfalle redete. Mit allen Anzeichen der „vollständigsten Glaubwürdigkeit erzählte sie:

„„Ich durfte mich jeden Tag zu einer bestimmten Stunde aus „„dem Schlosse nach Hause begeben, so auch am entscheidenden Tage. „„Ich hatte, ehe ich wegging, den Prinzen gestillt. Er war gesund „„wie immer. Als ich jedoch zurückkam, durfte ich nicht mehr zu „„dem Kinde, man sagte es sei schwer krank. All mein Bitten und „„Flehen half nichts, ich wurde immer zurückgewiesen. Vergebens „„sagte ich, daß man einem kranken Kinde die Brust reichen müße. „„In Verzweiflung wollte ich mich zur Mutter, zur Großherzogin „„begeben. Aber auch dies ward verhindert; es hieß, die Großher-„„zogin sei krank; Niemand dürfe zu ihr. Endlich gelang es mir, „„Jemanden aus der nächsten Bedienung der Großherzogin aufzu-„„finden. Mein verzweifeltes Flehen erwirkte, daß man mich auf „„einer geheimen Treppe und durch eine geheime Thür zu ihr führte.

„„Als mich die Großherzogin ansichtig wurde, verlangte sie, „„fast außer sich, Nachricht von ihrem Kinde, das man sie nicht sehen „„lasse, weil der Anblick sie zu sehr angreifen könnte. Ich erzählte, „„daß man mich durchaus zurückweise.

„„Sie gab mir Jemanden mit, damit ich zu dem Kinde ge-„„lassen würde; als wir aber gegen die betreffenden Gemächer

„„kamen, hieß es, „der Prinz sei todt.“ Ich verlangte ihn „„wenigstens zu sehen; aber auch dies ließ man nicht zu, ich durfte „„ihn nicht einmal todt mehr sehen.““

Diese Thatsachen werfen ein, um nicht mehr zu sagen, äußerst verdächtiges Licht auf das schnelle Hinsterben der beiden Prinzen.

4. Markgraf Friedrich, Bruder von Karl Ludwig, der mittlere der vollbürtigen Söhne Karl Friedrichs starb am 28. Mai 1817, ohne Kinder zu hinterlassen. Der Tod eines 61jährigen Mannes kann an sich gewiß nicht befremden; aber das ganz plötzliche und unerwartete Eintreten, sowie der Zeitpunkt desselben (der sub 3 erwähnte Prinz starb am 8. Mai 1817 und in demselben Monat und Jahr starb auch dieser) mußte auffallen.

Die sonderbarsten Gerüchte verbreiteten sich auch in Bezug auf dieses plötzliche Ereigniß und selbst der Großherzog erschrack nicht wenig auf seinem Zimmer, als ihm kaum 48 Stunden nach dem sogenannten „heftigen Nervenschlage“ die Nachricht von dem unmittelbar darauf erfolgten Tode seines kinderlosen Onkels überbracht wurde. Die ganze Krankheit dauerte nach Angabe des ärztlichen Berichtes nicht volle zwei Tage.

Es scheinen nunmehr dem großherzoglichen Ehepaar die Augen aufgegangen zu sein. —

Markgraf Ludwig wurde durch Cabinetsbefehl vom 30. Mai 1817 nach Salem verbannt; seine Umgebung wurde von der Residenz verwiesen.

5. Großherzog Karl von Baden starb am 8. Dezember 1818, kaum 32 Jahre alt, seit 1818 langsam dahin siechend, an allgemeiner Erschöpfung und Entkräftung.

Während Großherzog Karl (1815) bei dem Wiener-Congresse war, soll ein Vergiftungsversuch an ihm gemacht worden sein, welchem der damalige Feldjäger Hennenhofer nicht fremd gewesen sein soll.

Thatsache ist, daß der Großherzog mit einem so siechen Körper von Wien nach Karlsruhe zurückkehrte, daß ihm die Bäder von Griesbach, die er besuchte, nicht mehr recht anschlagen konnten.

Thatsache ist ferner, daß sich der Kammerdiener des Großherzogs in Wien erschossen hat, und daß dieses Ereigniß in Zusammenhang mit dem Vergiftungsversuche zu bringen sein dürfte.

Von den Anhängern des Markgrafen Ludwig wurde verbreitet,

der Großherzog habe sich durch Ausschweifungen in Wien krank gemacht und habe seinen Kammerdiener im Zorn erschossen.

Bezüglich des Todes des Kammerdieners sind wir in der Lage, eine entscheidende Widerlegung geben zu können.

Wir wissen von einem Augenzeugen, den wir nennen können, und der als Offizier in der Umgebung des Großherzogs war, daß derselbe, als der Kammerdiener sich erschoß, auf einer Spazierfahrt nach Hietzing und Schönbrunn begriffen war und daß der Großherzog in Gegenwart dieses Offiziers, welcher ihn auf der Spazierfahrt begleitet hatte, zuerst die Nachricht von dem Tode des Kammerdieners aus dem Munde des Ministers Hacke erhielt. Ob jener Kammerdiener dem Großherzog wirklich ein schleichendes Gift beigebracht hat, läßt sich nicht bestimmt angeben, Wahrscheinlichkeit aber hat es für sich, weil der Großherzog an jenem Tage starkes Erbrechen hatte und von jener Zeit an sich unwohl fühlte und kränkelte.

Der Kammerdiener hatte den Tag zuvor zu dem badischen Postbeutel einen Brief an seine Familie in Karlsruhe gegeben; der Großherzog befahl sofort, daß jener Brief, um Entdeckungen zu machen, eingeholt werde, und schickte unverzüglich seinen zuverlässigsten und treuesten Officier (Feldjäger), wie er ihn selbst nannte, denselben, der ihn auf der Spazierfahrt begleitet hatte, den Feldjägeroberlieutenant v. F...... ab, welcher durch einen forcirten Ritt in Stuttgart den Brief einholte und mit Beschlag belegte.

Der Inhalt desselben brachte indessen keinen Aufschluß über das Geheimniß in die Oeffentlichkeit, weil der Großherzog den Brief, nachdem er ihn gelesen, bestürzt zerriß und gegen Niemanden sich äußerte.

Bemerkenswerth ist noch, daß der Großherzog demselben Feldjäger, als er einige Tage später mit Depeschen von Wien nach Karlsruhe reiste, verbot, in Karlsruhe mit Markgraf Ludwig zu verkehren.

Fünf Sterbefälle — darunter drei im Jahre 1817 — Sterbefälle Schlag auf Schlag.

Nun war zwar Ludwig zur Succession gelangt, sollte aber die jüngere Linie ebenfalls dazu kommen, so durfte dieser körperlich kräftige, zur Zeit des Ablebens jenes ersten Prinzen in den besten Jahren stehende und dem weiblichen Geschlechte auch in der Folge nichts

weniger als abgeneigte Fürst, weder vor, noch nach seiner Thronbesteigung eine *ebenbürtige* Ehe eingehen.

In erster Linie hatte also Markgraf Ludwig, — blos in zweiter Stelle die Gräfin Hochberg ein Interesse am Ableben jener Prinzen — und die Letztere überhaupt nur, wenn Ludwig unvermählt blieb.

Diese Interessen konnten — um im nämlichen Gedankengange zu verbleiben — sich verschmelzen und zu einer Vereinbarung beider Betheiligten führen: war doch der neugeborne Erbprinz für Beide ein Hinderniß.

Will man indessen den von Feuerbach angeregten Gedanken consequent weiter verfolgen, so müßte man dazu gelangen, daß die Entfernung des Prinzen dem erwähnten gemeinsamen Interesse entsprach; dem Nächstbetheiligten mußte dann aber das Ableben desselben zusagen; während den Zweitbetheiligten der blos scheinbare Tod nützlicher gewesen wäre, indem sie in der heimlichen Erhaltung des Prinzen eine *Garantie gegen die drohende Vermählung* gehabt hätten; eine *Bürgschaft, wie ein bloßes Versprechen* unverehelicht zu bleiben, sie nicht gewähren konnte; — ein *Pressionsmittel, dessen Wirksamkeit sich nicht verkennen ließ.* Selbstverständlich brauchte aber nur der *eine* Prinz, also nur der Aeltere erhalten zu werden.

Die Mühe, welche man mit dessen Geheimhaltung hatte, mußte um so mehr abmahnen, das Experiment auch mit dem Zweiten zu versuchen.

Wie dem sei, Thatsache ist, daß Ludwig zur allgemeinen Verwunderung in keine ebenbürtige Ehe trat, obwohl auch *wichtige politische Gründe ihn dazu aufforderten.* (Man braucht nur an den Anspruch Baierns auf die badische Pfalz zu erinnern, sofern die ächte Linie der Dynastie aussterbe).

Ludwig nahm sich eine Auswahl Maitressen, größtentheils aus den niedersten Volksclassen — die bevorzugteste, Katharine Werner, eine Theaterfigurantin, nahm er später zur Linken zur Frau und machte sie zur Gräfin *Langenstein.*

Wir glauben, daß das, was wir hier zur Beleuchtung der Lücken in Feuerbachs Denkschrift beigefügt haben, demselben in der Hauptsache ebenfalls nicht fremd war.

Wir haben nun dargelegt, daß:

Kaspar Hauser höchst wahrscheinlich der Erbprinz von Baden, der älteste am 29. September geborne Sohn des Großherzogs Karl war; —

daß er beseitigt worden sei, um dem Markgrafen Ludwig in erster Linie — der Gräfin Hochberg für ihre Söhne in zweiter Linie die Succession auf den badischen Thron zu eröffnen.

Wir haben ferner dargelegt, daß Hauser aus dem Grunde eingekerkert und nicht gleich als kleines Kind ermordet wurde, weil er für die Gräfin Hochberg als Pressionsobject gegen den Markgrafen Ludwig dienen mußte, damit er sein Versprechen, nicht ebenbürtig zu heirathen, halte, und der Familie Hochberg nach dem Tode Ludwigs die Succession offen sei.

Warum Hauser gerade nach Baiern gebracht wurde; läßt sich nach der Feuerbach'schen Ansicht leicht beantworten, wir haben es schon angedeutet.

Zu jener Zeit erhob nämlich Baiern mit allem Nachdruck Ansprüche auf die badische Pfalz für den Fall des Aussterbens der legitimen Linie. Baiern hatte also wenigstens kein Interesse darzuthun und zu enthüllen im Falle einer Entdeckung, daß noch ein Legitimer da sei. — Dies wirft deßhalb ein Licht auf die eingestellte Untersuchung und das Verschwinden der Acten durch den bairischen Gesandten von Mieg. Wir glauben, daß die moralische Gewißheit hergestellt ist; wenn wir indessen annehmen, daß die Wagschalen zwischen moralischer Ueberzeugung und Zweifel noch schwanken, so muß jedenfalls das kleinste Gewicht, das in die erste Wagschale fiele, den Ausschlag geben und wir sind in der Lage noch schwer wiegende Umstände hier anführen zu können, die nicht nur zum Ziele des Indicienbeweises führen, sondern auch documentarische Nachweise liefern.

Feuerbach hat seine feinen Beobachtungen, wenn sie auch später veröffentlicht wurden, schon 1832 gemacht, im Mai 1833 ereilte ihn der Tod; nach seinem Tode haben sich aber noch sehr wichtige Dinge ereignet — nach Feuerbachs Tode erst wurde Kaspar Hauser ermordet. Die Gerüchte, daß Hauser ein badischer Prinz war, erhielten sich auch nach dessen Tode und erlangten gerade in Baden selbst die größte Ausbreitung; aber auch über die Grenzen Badens und Deutschlands drangen diese Gerüchte — sie drangen hinüber nach dem Elsasse,

wo sich zu Anfang der 1830er Jahre eine große Anzahl Deutscher, davon zu einem guten Theile badischer Flüchtlinge (Heidelberger Studentencravall) aufhielt. *)

Unter diesen Flüchtlingen befand sich ein gewisser Joseph H. Garnier (gestorben 1855) aus Rastatt. Er veröffentlichte zu Anfang März 1834, also bald nach dem Tode Hausers, in Straßburg eine Broschüre unter dem Titel:

„Einige Beiträge zur Geschichte Kaspar Hausers, Straßburg bei Schuler."

Darin griff er bestimmte, vollständig genannte Personen aufs Schwerste an.

Garnier befand sich in der Sache selbst ganz außer Stande, wirkliche Aufschlüsse geben zu können; er wußte im Wesentlichen offenbar nichts, als das vage Gerücht, das er durch Hypothesen zu unterstützen suchte, von denen überdieß Einige ganz unglaubwürdig und unhaltbar erscheinen.

Er selbst äußerte sich später, daß er bei dieser ersten Veröffentlichung gar keine Beweismittel besessen habe, daß die Angegriffenen mit wahrer Seelenangst das Bekanntwerden seiner Schrift zu verhindern, ihn selbst sogar mit Geld zum Schweigen zu bringen versucht hätten.

Es knüpfen sich deßhalb an dieses, sonst jeder Bedeutung entbehrende Schriftchen, das gleichwohl großes Aufsehen erregte, verschiedene etwas seltsame und bedeutungsvolle Vorkommnisse.

Garnier, in Weißenburg sich aufhaltend, griff damals, als er von jenen Gerüchten gehört hatte, zunächst die Sache auf, um sich an Baden und dessen Großherzog Leopold als Flüchtling zu rächen, er wollte nur einen kurzen Zeitungsartikel darüber veröffentlichen und begab sich zu diesem Behufe nach Straßburg, wo er seine Absicht, namentlich im Wirthshause „zur Hoffnung" (Austerlitzer Thor), kund gab. — (Wart' Leopold, Dir will ich ein Saueressen einbrocken, daß du an die Flüchtlinge denkst, äußerte er sich.)

In diesem Wirthshause befand sich auch ein anderer „Flüchtling", Namens Dr. Singer.

*) Wir müssen zur Verständigung des Späteren hier mit unbedeutenden Dingen beginnen, das Ganze ist gleichzeitig ein Bild über das damalige Treiben und Spionirwesen gegen die Flüchtlinge.

Kurze Zeit nach Weißenburg zurückgekehrt, stellte sich dieser neue Bekannte bei Garnier ein, um ihn zu bereden, ja nichts in der Sache drucken zu lassen.

Da ihm aber die Art und Weise, wie er es that, zu plump und verdächtig vorkam, so hielt er den Singer sofort für einen Spion, wie es denn überhaupt damals unter den Flüchtlingen an Spionen wimmelte.

Als nun dieser Versuch, das Erscheinen der ersten derartigen Schrift in der Hauser'schen Angelegenheit zu hintertreiben, nicht verfieng, vielmehr Garnier demnächst wieder nach Straßburg kam, um den Druck jetzt in der Form einer Broschüre wirklich zu betreiben, lauerte ihm Singer auf. Nur durch List entzog sich der Erstere den Schlingen Singers, welcher die bereits von auswärts angegangene französische Polizei von der Anwesenheit des gefürchteten Pamphletisten in Kenntniß gesetzt haben soll. Es war wohl damals der erste Fall, daß ein Flüchtling oder ein Spion die Veröffentlichung eines Angriffes auf eine Regierung abzuwenden suchte, und es liegt die Vermuthung nahe, daß ungewöhnliche Motive obgewaltet und andere als gewöhnliche Mittel angewendet worden sein dürften. Allein damit war die Sache noch nicht zu Ende. Garnier wurde im Stillen verfolgt, nach Baden gelockt, verhaftet, jedoch nicht vor Gericht gestellt. Darauf nahmen sich badische Abgeordnete der Sache an, indem sie den Minister Winter mit einem öffentlichen Angriff in der Kammer bedrohten, wenn der Verhaftete nicht entweder vor Gericht gestellt und ihm freie Vertheidigung gewährt, oder wenn er nicht alsbald in Freiheit gesetzt würde. Nach einigem Sträuben wurde er freigelassen, und gieng, um sich den ihm ferner drohenden Tracasserien der Polizei zu entziehen, später nach London.

Ein anderer Flüchtling, Dr. Ernst Dieffenbach, der dem Garnier bei Herausgabe der Broschüre einige Hilfe geleistet, ward später aus Straßburg ausgewiesen.

Die damalige badische Regierung verlangte von den französischen Behörden speziell die Unterdrückung der Garnier'schen Flugschrift; der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten Herzog von Broglio erwiderte jedoch, daß, nachdem die gesetzlichen Formalitäten bei der Herausgabe erfüllt seien und die Justizbehörden sich nicht zum Einschreiten veranlaßt gesehen, er sich außer

Stand befinde, dem gestellten Ansinnen zu entsprechen; es stehe der betreffenden Regierung jedoch frei, eine Klage vor den französischen Gerichten zu veranlassen.

Die desfallsige Mittheilung in dem damaligen officiösen Journal du haut et du bas-Rhin trug nicht wenig zum guten Absatz der Schrift bei.

Der zuletzt angegebene Weg des Klagens ward indessen nicht eingeschlagen; dagegen suchte der gedachte Singer überall Garnier verächtlich zu machen, und außerdem wurde ein anderes Mittel versucht, die Flugschrift aus dem öffentlichen Verkehre zu bringen, nämlich durch Aufkaufen der Exemplare. *)

Den Tag, ehe die Broschüre ausgegeben wurde, kam der Commandant von Kehl dreimal nach Straßburg gefahren, um ja sogleich ein Exemplar zu bekommen.

Kurz und fast unmittelbar nach der Publikation kam zu drei verschiedenen Tagen eine Frau aus dem Badischen, welche in diesen 3 Malen 250 Exemplare kaufte und baar bezahlte, ohne angeben zu wollen, für wen und wohin diese Exemplare bestimmt waren.

Dem Drucker Schuler (der in Weißenburg lebte) fiel dies sogleich auf.

Erst als man die Unerschöpflichkeit der Exemplare erkannte, und sich eben eine neue Auflage zeigte, scheint dieser Kauf geendet zu haben, bei dem Garnier, wie er selbst sagte, glänzende Geschäfte gemacht hatte.

In Baden erging an die Behörde eine geheime Weisung, zur strengen Verfolgung der Schrift, eine Bekanntmachung des Verbots erfolgte dagegen nicht.

Alle diese Unternehmungen leitete der Großherzoglich badische Major Heinrich von Hennenhofer, von welchem Garnier in seiner Broschüre geradezu gesagt hatte, daß in ihm manche Leute den Mörder Hausers sehen wollten.

Hennenhofer war ursprünglich Buchhändlergehilfe in Mannheim, dann Commis in seiner Vaterstadt Gernsbach, wurde zu Kriegszeiten 1813 Feldjäger, war in dieser Eigenschaft bei dem damaligen Großherzog

*) Dasselbe Mittel wurde auch gegen die übrigen Kaspar-Hauser-Broschüren, die in Baiern erschienen, und namentlich gegen die Feuerbach'sche Schrift und zwar bis zur neusten Zeit noch gebraucht.

Karl von Baden 1815 beim Congresse in Wien (wir erinnern an den Vergiftungsversuch an Großherzog Karl) und war ein Mann, der, obgleich ohne höhere Bildung, sehr fähig und rührig war und ein seltenes diplomatisches Talent, aber ein noch viel größeres Talent von Verschmitztheit hatte; unter Karls Nachfolger, dem Großherzog Ludwig, stieg Hennenhofer rasch, ward einer der vertrautesten Günstlinge desselben und erhielt selbst die Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten unter Minister von Berstett, welcher ihm das Heft der Geschäfte überließ; auch wurde er geadelt.

Die Mamsell Werner, damals eine der Maitressen des Großherzogs, hatte eine Schwester, welcher Hennenhofer den Hof machte, und die er damals ehelichen wollte; da indessen Hennenhofer außer seinem Degen und einem monatlichen verhältnißmäßig unbedeutenden Officiersgehalt durchaus kein klingendes Vermögen besaß, und Mamsell Werner, die auch schon Ludwig gedient hatte, die Vorsichtige zu spielen schien, so erklärte sich Ludwig ins Geheim zu jedem möglichen Opfer bereit. Von dieser Zeit an wußte in Karlsruhe die ganze Einwohnerschaft, daß Ludwig und Hennenhofer durch unzertrennliche Bande an einander gekettet waren.

Hennenhofer galt in der öffentlichen Meinung als dienendes Hauptwerkzeug zu allen geheimen Plänen seines Gönners, man legte ihm zur Last, daß er den ehrlosen Dienst eines niedrigen Kupplers versah, und daß er der Haupträdelsführer in dem Hauser'schen Drama war.

Nach dem Tode Ludwigs glaubte man, Hennenhofer würde wie andere Günstlinge,*) sofort in Ungnade beseitigt werden. Dies geschah jedoch Anfangs nicht. Markgraf Wilhelm von Baden, Bruder des zur Regierung gelangten Großherzogs Leopold, suchte ihn aus unbekannten Gründen zu halten, bis er sich durch unsittliche Handlungen unmöglich machte.

Hennenhofer lebte hierauf zurückgezogen in Mahlberg und hatte den österreichischen Major von Berstett bei sich, der als Abgesandter Metternichs galt.

---

*) Wie z. B. Pfarrer Engesser, welcher ebenfalls von Garnier angegriffen wurde, und der unter Ludwig vom gewöhnlichen Dorfpfarrer zum Direktor des gesammten katholischen Cultus- und Unterrichtswesens emporgestiegen war, nach Ludwigs Tod aber auf sein Dorf zurückkehren mußte.

Später lebte Hennenhofer in Freiburg, mußte im Jahre 1849 während der Revolution vor der Volkswuth flüchten und starb am 2. Januar 1850 in Freiburg im Breisgau.

Hennenhofer war derjenige, welcher die größte Angst vor der Garnier'schen Broschüre zeigte, aber auch die größte Thätigkeit gegen dieselbe entwickelte, wie wir ferner mittheilen werden.

Als sich Garnier wegen des Druckes seiner Broschüre noch zu Straßburg aufhielt, sah er ein einziges Mal in einem kleinen Wirthshause einen dem Dieffenbach bekannten Apothekergehilfen, Namens Sailer aus Waldsee in Württemberg, wo sein Vater Schultheiß war, während der junge Sailer damals in Kippenheim bei einem gewissen Dung in Condition stand. Wie es scheint, benützte Garnier die Gelegenheit, um auch diesen Sailer wegen Verbreitung der in den nächsten Tagen erscheinenden Flugschrift anzugehen.

Sailer scheint dann nach Kippenheim zurückgekehrt, bald aber neuerdings auf einige Tage verreist zu sein. Unterm 13. März 1834 sandte er aus Kippenheim ein Schreiben an Dieffenbach, des Inhalts:

Er sei am Tage zuvor daselbst wieder angekommen, habe aber das Packet verspätet und ganz aufgerissen, von der Post erhalten. Zu seinem Erstaunen habe er gefunden, daß Hennenhofer darin als Hausers Mörder bezeichnet sei.

Es heißt dann weiter wörtlich:

„Hennenhofer hält sich nur $^1/_4$ Stunde von hier auf, ich kenne „ihn ganz genau (in Mahlberg bei Kippenheim).

„Du wirst Dich des geschriebenen Eingangs von der Broschüre „über Kaspar Hauser, worin der Tabak von Garnier eingewickelt war, „noch erinnern, ich brachte dieses Blatt mit hierher. Bei einer Ge„legenheit, wo von Kaspar Hauser die Rede war, gleich nach meiner „Ankunft hier, bringe ich es in der Apotheke zum Vorschein; ein „Mann von Mahlberg, wo sich Hennenhofer befindet, war zugegen; er „schien die Sache wenig zu beachten, doch den andern Tag kommt „er wieder mit Major Hennenhofer und Berstett und bittet den „Apotheker, mich zu ersuchen, dem Hennenhofer das Blatt einzuhän„digen. Ich that es. Er nahm es zu sich, mich ersuchend, ihm auch „die Broschüre zukommen zu lassen.

„Seit der Zeit kam er, oder einer seiner Bekannten oft hierher, „sich hiernach erkundigend; aber immer nur beim Apotheker. Gestern

„war er und der Major ebenfalls wieder hier und befanden sich den „ganzen Nachmittag auf der Post.

„Nachher kamen sie zu mir, sprachen aber nichts mehr von „Garnier, ich schloß hieraus, daß sie auf der Post das Packet durch= „gesehen haben. Mir ist es leid, daß ich den Hennenhofer nicht „früher gekannt habe, ich befürchte immer, der Kerl könnte mir am „Ende jetzt Geschichten machen."

Sailer gab auch an, daß ihm der Apotheker, angeblich, weil derselbe in Folge der Abwesenheit des Gehilfen dessen Verhaftung und eine Haussuchung fürchtete, den Koffer geöffnet habe. Er bat schließ= lich, vorerst über den Vorfall nichts zu veröffentlichen.

Etwa 14 Tage später (4. April 1834) schrieb Dieffenbach jubelnd an Garnier:

„Hennenhofer hat sich nun erbärmlich selbst verrathen: „Vor einigen Tagen tritt Sailer in meine (Dieffenbach's) Stube. „Diesmal, sagte er, bin ich ein viel interessanterer Mensch, als du „glaubst. Ich bin der Spion des Major Hennenhofer; ich soll aus= „forschen, wer dem Garnier denn das Alles mitgetheilt habe, wohin „die Broschüren geschickt worden seien.

„Ich soll, wenn ich meinen Auftrag gut ausrichte, zum Lohne „das beste Etablissement in Baden und Geld so viel ich will, erhalten.

„Es blieb mir, — fuhr er fort — nichts übrig, als den Auf= „trag einstweilen anzunehmen, denn er drohte mir, mich als Ver= „breiter der Schrift festnehmen zu lassen, wenn ich es nicht thäte. „Aber ich will ihm zeigen, wem er einen solchen Auftrag angeboten.

„Du, Ernst, schreibst morgen in meinem Namen einen Brief „an meinen Vetter Dung, den Verbündeten des Majors, und sagst „ihm, ich wäre nicht gesonnen, eine Judasrolle zu spielen und würde „Alles veröffentlichen, sobald Hennenhofer sich unterstände, mich zu „verfolgen."

Auf diesen äußerst derb abgefaßten Brief erhielt Sailer die Einladung, zurückzukommen, es solle ihm gar nichts geschehen und der Lohn doch nicht ausbleiben.

Der Drucker Schuler in Straßburg berichtet dann, „Sailer „habe sich hierauf nicht mehr sehen lassen bis am Abende des 25. Oc= „tober 1834. Da habe er erzählt, er sei durch die Polizei in seiner „Wohnung ergriffen, ganz durchsucht, und endlich mit einem Passe

„über die badische Grenze gebracht worden. Dort (in Kehl) habe „man ihn sogleich festgenommen, und nach Kork geschleppt, er habe „sich aber auf abenteuerliche Weise durch die Flucht gerettet.*)

Hiermit hörte Sailers Thätigkeit auf — mit Geld brachte man ihn dazu, Sachen zu verschweigen, die er gar nicht wußte.

Wir lassen nun noch Angaben folgen, die Hennenhofer sonst gegen Sailer geäußert hatte, und die Dieffenbach sorgsam verzeichnet hat.

Hennenhofer sagte einmal:

Dr. Singer sei ein Filou im Solde der Regierung — dann, Sailer solle suchen, mit ihm bekannt zu werden, um zu erfahren, was er wisse.

Er solle ausfindig machen, in wessen Interesse die Broschüre geschrieben und wer dem Garnier die Sache mitgetheilt habe.

Für ihn sei die Sache eigentlich gleichgiltig, es wäre ihm wegen des im Grabe ruhenden Ludwig.

Ferner gab Sailer an:

Hennnenhofer zitterte am ganzen Leibe, als er die Broschüre las und forderte mich auf, Alles zu verbrennen.

Garnier lebte unterdessen ungefähr ein halbes Jahr lang ruhig in London, und begann dort die Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel „Deutsches Leben", worin er namentlich weitere Enthüllungen in der Hauser'schen Angelegenheit versprach.

In dieser Zeit kam der badische Abgeordnete Welker nach London und zu Garnier. Dieser zeigte demselben einen von der dem Ersteren wohlbekannten Hand Hennenhofers geschriebenen, an Garnier gerichteten Brief des Inhalts:

Der Letztgenannte möge doch seine Talente besser als bis dahin anwenden, Hennenhofer wolle ihn auch mit Geld unterstützen — (den Menschen, welcher ihn als Mörder Hausers bezeichnet hatte, wollte er auch unterstützen!!!) — vorläufig sende er ihm — (Welker erinnert sich wegen der Summe nicht mehr so genau, es seien 20 Pfd. Strlg., also 240 Gulden gewesen, jedenfalls weiß er noch genau,

---

*) Hier war dem Sailer schon der Mund gestopft, denn er ist nicht durch Flucht entkommen, sondern auf Caution der Gräfin Langenstein in Kork entlassen und von Hennenhofer, der die Caution überbrachte, mit Geld versehen worden.

daß die Summe als Unterstützung nicht gering war). — Das Geld solle bei einem „Dritten" erhoben werden.

Aus der ganzen Abfassung ließ sich ersehen, daß dort Bedingungen an die Auszahlung geknüpft wurden.

Sogleich nach Durchlesung des Briefes rief Welker:

„Nun, da haben Sie ja den Beweis gegen Hennenhofer, lassen Sie nur sofort den Brief drucken!"

Da aber fuhr Garnier zusammen, er hatte zugestandenermaßen das Geld angenommen — auch sein Mund war mit einem goldenen Schlößchen versehen — er war bestochen, um Sachen zu verschweigen, von denen er gar nichts Positives wußte!

Und fragen wir nun, wer hat die Geldzustellung besorgt und die verblümten Bedingungen erläutert? Garnier, der amnestirt nach Baden zurückgekehrt ist († 1852), hat keine Hehl daraus gemacht — es war Seine Herrlichkeit der Graf Stanhope.

Man könnte nun immerhin noch Zweifel aufwerfen, ob Hennenhofer Schuldiger an dem schweren Verbrechen war, obgleich sein Benehmen, wenn er unschuldig gewesen, schwer zu begreifen gewesen wäre; es sollte indessen noch gerichtlich constatirt werden, daß die bisher erwähnten Angaben über sein Verhalten vollkommen richtig waren, es kam ein Documentenbeweis zum Vorschein und zwar bei einer Gelegenheit, bei welcher man ihn wohl am wenigsten suchte.

In der Nacht vom 3. zum 4. November 1835 wurde zu Zürich ein preußischer Spion, ein Student Namens Ludwig Lessing, ermordet. *)

Es erfolgte eine ausgedehnte Untersuchung, die Zürcher-Polizei und Justiz von der auswärtigen Diplomatie auf's Aeußerste gedrängt, ließ insbesondere alle damals in Zürich befindlichen politischen Flüchtlinge vernehmen und Mehrere in Haft bringen. Auch Sailer hielt sich in jener Zeit in Zürich auf.

---

*) Ueber die Eigenschaft als Spion, kann nach den gerichtlichen Untersuchungsacten keinerlei Zweifel bestehen, insbesondere, nachdem der damalige preußische Gesandte in der Schweiz, Herr von Rochow, in einem unbewachten Augenblicke sieben Spionir- und Denuntiationsbriefe Lessings den Bernischen und Zürcher Behörden mittheilte. Er forderte diese Actenstücke allerdings wieder eilig zurück, aber es kamen amtliche Abschriften zu den Gerichtsacten, die die Eigenschaft Lessings als Spion unzweifelhaft ließen.

Ein falscher Vertrauter desselben, ein verdorbener Studiosus juris, Victor Bohrer aus Kreuzlingen, rieth ihm, die Briefe, welche Sailer von Hennenhofer besaß, in Sicherheit zu bringen, weil Haussuchungen drohten.

In einem versiegelten Packete wurde nun diese Correspondenz bei einem Kaufmanne niedergelegt. Darauf denuncirte Bohrer das Versteck, angeblich weil er in seinem Hausgenossen einen Spion erkannt habe.

Das Gericht hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als sofort das versiegelte Packet aus seinem Verstecke abzuholen, Einsicht von den Briefen Hennenhofers zu nehmen, dieselben den Gerichtsacten einzuverleiben und den Pharmazeuten Ferdinand Sailer, die Flüchtlinge Victor Bohrer, und Ernst Dieffenbach zu verhören, und zwar Ersteren wegen der Hennenhofer-Kaspar Hauser'schen Angelegenheit, beziehungsweise wegen der Garnier-Broschüre, Letztere wegen der Aeußerungen Sailers in demselben Betreff.

In den Züricher kriminalgerichtlichen Protokollen ist dadurch nicht nur die Bestätigung über das in erwähnter Angelegenheit bereits Mitgetheilte enthalten, sondern es kamen sogar noch andere Aeußerungen zu Tage.

So sagt z. B. Bohrer aus:

Sailer habe sich geäußert, Hennenhofer wolle ihm nicht nur das beste Etablissement in Baden geben, wenn er schweige, sondern man sei sogar bereit, wenn er nach England gienge, ihm die Unterhaltungskosten von Seiten des badischen Staates auszubezahlen.

Ferner gibt er an:

Sailer habe auch mit der Frau Großherzogin Stephanie in der Gegend von Landau und Weißenburg eine Zusammenkunft gehabt, und es sei ihm von der Frau Großherzogin, wenn er sich offenbare, versprochen worden, daß sie ihn belohnen werde und ihm geben werde, was er verlange.

Sailer selbst macht noch Angaben wegen seiner Verhaftung und Befreiung in Baden und wegen einer andern Verhaftung und Flucht in Würtemberg; ebenso finden sich die meisten Aussagen Sailers in den Briefen Hennenhofers bestätigt.

Es lagen uns sowohl die Untersuchungsprotokolle, als auch die Briefe Hennenhofers vor, und wir haben uns Abschriften davon

genommen, die wir aber unterlassen hier wiederzugeben, weil sie sehr umfangreich sind und nur Wiederholungen unserer Angaben vorführen.*)

Solche Briefe Hennenhofers kamen nicht weniger als sechzehn zu den Gerichtsakten, alle sind mit äußerster Vorsicht in jedem Ausdrucke abgefaßt, überall wiederholt sich der väterliche Ton, die Bezugnahme auf den würdigen Herrn Vater Sailers, welchen aber Hennenhofer gar nicht kannte, überall die Versicherung es gut und redlich mit Sailer zu meinen, überall aber auch die Klage über Verdächtigungen und die Aufforderung keinen dieser Briefe aufzuheben, was dem Sailer „in seinem Interesse" häufig gerathen wird. Oefters ist den Briefen etwas Geld beigefügt, noch häufiger aber wird die Sendung von Unterstützungen in Aussicht gestellt.

Wie Hennenhofer früher seinen hohen Gönner auszusaugen verstand, so wurde er jetzt ausgesaugt. Die Hochberg war längst todt, Ludwig war auch todt, sein einziger Gönner war noch der Markgraf Wilhelm, welcher aber höchstens mit seinem Einfluße Hilfe leistete und so mußte er größtentheils sein eigenes Geld hergeben.

Hennenhofer hatte keinen seiner Briefe, die alle den Poststempel Kippenheim tragen, unterschrieben, ein einziger scheint eine Unterschrift gehabt zu haben, die aber weggerißen ist; die Identität der Handschrift, welche unverstellt war, wurde indessen zuerst durch den Schriftenvergleich hergestellt, dann aber auch von Hennenhofer, als er auf Requisition von Zürich durch das Bezirksamt Ettenheim vernommen wurde, selbst anerkannt, nur gab er an, daß er diese Briefe aus Wohlwollen für Sailer, aus Rücksicht für dessen würdigen Vater geschrieben habe; es ist aber hinreichend dargelegt, daß nur die erschienene Kaspar Hauser Broschüre den sonst stolzen Mann veranlaßte mit einem Apothekergehilfen, der ihm weltfremd war und der aus seinem Vaterlande Würtemberg flüchtig war, in ein intimes Freundschaftsverhältniß zu treten. Warum schrieb dieser früher allgebietende Major die ängstlich ergebenen Briefe an den Apothekergehilfen auf dessen derbste Auslassungen; — gewiß nicht aus Rücksicht für den würdigen Vater fühlte er sich veranlaßt Geld herzugeben und

*) Die Verhörprotokolle führen Act. Nr. 186, 206, 207 und sind vom 11. und 18. Dezember 1835 und die Briefe Hennenhofers sind sub. Act. Nr. 182 mit fortlaufenden Separatnummern beim Züricher Kriminalgericht einregistrirt.

befugt, ihm durch Verwendung in Karlsruhe Unterhaltungskosten von der badischen Regierung zu versprechen; warum denn sonst die panische Angst vor dem Erscheinen neuer Auflagen, warum die Neugierde, zu wissen, in wessen Interesse Garnier schreibe, um die Intrigue der Vergangenheit kennen zu lernen. Ist das, was uns hier vorliegt geeignet, die Aufstellungen und Vermuthungen Feuerbachs zu schwächen? — bestärkt es nicht vielmehr solche?

Wäre Feuerbach noch am Leben gewesen, hätten ihm die Keulenträger den Weg nicht wohl mehr verlegen können, er wäre ihm offen nach Baden gebahnt gewesen. Wäre Feuerbach nicht gestorben, so hätte er gewiß auch den Einkerkerungsort Falkenhaus entdeckt, der bedeutungsvoll geworden ist, weil die Gräfin Hochberg früher dort ein Asyl hatte.

Die Wagschale der moralischen Gewißheit hat längst ihren tiefziehenden Ausschlag und nachdem solche Documente, die schwer gegen den Vertrautesten Ludwigs zeugen, zum Vorscheine gekommen, sind wir sämmtlichen Mitschuldigen ziemlich nahe auf den Leib gerückt. Einen andern Umstand, der uns nicht ohne Bedeutung erscheint, hebt Wolfgang Menzel*) hervor, er sagt:

„Es ist merkwürdig, daß weder Feuerbach noch Broch die Fa-
„milienähnlichkeit in den Physiognomien zu Rathe gezogen
„hat. Uns fiel schon vor zwanzig Jahren in einem Portrait Hau-
„sers, welches für das Beste galt, eine gewiße Familienähnlichkeit
„auf."

Indessen macht Dr. Ed. Vehse in seiner Geschichte der deutschen Höfe**) bereits über diesen Punkt eine Mittheilung, indem er sagt: Mehrere Personen, welche Hauser und seine angeblichen Schwestern die Frau Prinzessin Wasa, die Frau Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen und die Frau Herzogin von Hamilton gesehen haben, bekräftigen die auffallende Aehnlichkeit der Gesichtszüge.

Wir können zu dieser Bekräftigung noch mehr hinzufügen, was uns von dem Prinzen Wasa selbst erzählt wurde: Auf einer Reise auf dem Rheine, welche die erstgenannte Prinzessin, die Mutter der jetzigen Königin von Sachsen, machte, waren zufällig Ansbacher

*) Literaturblatt Nr. 100 von 1858.

**) Hamburg 1853 bei Hoffmann und Campe.

Studenten Mitpassagiere, die indessen die Prinzessin weder gekannt, noch je gesehen hatten und da hörte die Erstere deutlich die Aeußerung jener Studenten: „Die Dame sieht dem Kaspar Hauser so „ähnlich, daß man glauben sollte, sie wäre eine Schwester „desselben.“

Ferner kam es vor, daß eine ältere Dame aus Ansbach, — welche Hauser genau gekannt, großen Antheil an dessen Schicksal genommen und bei der derselbe seiner Zeit Gastfreundschaft genossen hatte — als sie im Lichtenthal das Kloster besuchte und das Bild des Großherzogs Karl, welches sich darin befindet, erblickte, in Ohnmacht sank.

Als sie sich wieder erholt hatte, sagte sie, das dem Hauser sehr ähnliche Bild habe ihr all die Schrecknisse, die Hauser widerfahren, so lebhaft vor Augen geführt, daß sie die Erinnerung und der Schmerz überwältigt habe.

Auch dadurch finden wir Feuerbach's Ansicht bestätigt.

Noch merkwürdiger aber ist es, daß die geheimnißvollen Gerüchte, die bald nach dem Erscheinen Hausers von Karlsruhe aus sich in ganz Deutschland, ja in einem großen Theile Europa's verbreiteten, in der Hauptsache gleichlautend mit den Ansichten Feuerbach's waren, obgleich man in Karlsruhe die Aufstellungen dieses tiefdenkenden Kriminalisten, welche bekanntlich viel später (1852) in die Oeffentlichkeit kamen, nicht kannte.

Wie Feuerbach durch seinen Scharfsinn und seine tiefe Forschungsgabe die wichtigsten Anhaltspunkte für seine Ansichten fand — so fand die Fama in Karlsruhe in dem in der Vergangenheit bereits vorhandenen Stoffe Nahrung genug, um, unter Zuzug von einigen noch weiter sich zeigenden auffallenden Erscheinungen, ein Bild der großen Wahrscheinlichkeit herzustellen.

Selbst am Hofe ergraute Geheime Staatsräthe konnten sich bei jenen plötzlich auf einander folgenden Todesfällen eines bedenklichen Kopfschüttelns nicht erwehren und die Vorkommnisse beim Tode des Erbprinzen*) trugen namentlich unter dem Publikum nicht wenig dazu bei, über die Sache nachzugrübeln; die damals sofort befohlene Verweisung Ludwigs aus der Residenz (nach Salem) und der Verweisungsbefehl gegen Hennenhofer, was ohne tiefliegende Gründe nicht

*) Man erinnere sich nur aller bereits mitgetheilten Details.

geschehen konnte, gab weiterem Nachdenken Raum, um so mehr als man von dem Charakter Ludwigs wußte, daß er, um nicht mehr zu sagen scrupelfrei genug war, sich über moralische und religiöse Rücksichten und Bedenklichkeiten höhnend hinaus zu setzen, — als man von Hennenhofer nie Gutes voraussetzte, und die Feindseligkeit der Reichsgräfin (starb 1820) gegen die regierende Familie, sowie ihr intimes Verhältniß zu Ludwig landläufig war.

Es ist unsere Aufgabe nicht, uns zu sehr in die Lebensbeschreibung fürstlicher Personen einzulassen und wir müssen uns mit kurzen Darlegungen von Charakterzügen begnügen; Jedermann weiß, daß Ludwig nur gerecht war, wenn er keine Veranlassung hatte es nicht zu sein, daß er herrschsüchtig und schlau war und daß er keinerlei Scrupel hatte, wenn es sich handelte, seinen Willen durchzusetzen oder seinen Leidenschaften zu fröhnen. Z. B. zu seinen Liebesabenteuern mußte Mancher sein Leben für ihn riskiren, ein Kammerdiener, ein alter abgefeimter Sünder und Kuppler hat solches bei einer derartigen Affaire eingebüßt, er wurde in der Favorite vor Ludwigs Zimmer niedergeschossen.

Was das intime Verhältniß mit der Reichsgräfin betrifft, so wurde über die Vaterschaft der Hochberg'schen Kinder viel geschrieben, das theilweise übertrieben erscheint — eine gelinde Bemerkung darüber bringt der bereits erwähnte Dr. Eduard Vehse im 26. Band IV. Theile Seite 249 seiner Geschichte deutscher Höfe.

Kehren wir zur Sache zurück. Konnte es wundern, daß, als Hausers Erscheinen in Nürnberg bekannt wurde, die ersten Gerüchte über dessen Herkunft in Karlsruhe selbst auftauchten und von da den Weg in die Welt fanden? Aber auch zur Erhaltung der Gerüchte wurde, und zwar gerade durch die Unvorsichtigkeit jener Seite, die in der öffentlichen Meinung angeschuldigt ist, wesentlich beigetragen: Es verriethen schwatzhafte Zungen, daß Hennenhofer und Geh. Rath Engesser am Todestage des Großherzogs Ludwig zur Rechenschaft gezogen worden seien.

In der That waren an jenem Tage Beide in das Schloß berufen, daselbst unverhofft und heimlich verhaftet vor dem versammelten Geheimen Rathe verhört und dann wieder freigelassen worden. Hennenhofer soll damals fluchend das Schloß verlassen haben.

Hennenhofer selbst soll in den ersten Tagen nach dem Tode des

Großherzog Ludwig sich sehr aufgebracht gezeigt und unvorsichtige Aeußerungen gethan haben, welche die Beziehungen des badischen Hofes zu der geheimnißvollen Geschichte außer Zweifel setzten.

„Wenn der Soldat auf Befehl feuert, ist er kein Mörder und wenn er einen erhaltenen Befehl vollzieht, thut er nur seine verfluchte Schuldigkeit — wer hat dann den Vortheil? Niemand als der Leopold!" — diese Aeußerung that Hennenhofer wiederholt, so auch an den Adjutanten des Markgrafen Wilhelm und zwar mit noch einigen Bemerkungen, die wir hier weglassen, weil sie jetzt keinen Werth mehr haben.

Von dieser Zeit datiren auch die Memoiren Hennenhofers und deren dreifache Ausfertigung.

Auch daß Ludwig in Karlsruhe beigesetzt wurde, statt als letzter Aechter in Pforzheim, fiel auf. —

Die absichtlich verbreitete Erzählung, Ludwig hätte verfügt, in Karlsruhe beigesetzt zu werden und die Gruft gebaut, weil man in Pforzheim, das er vernächläßigte und nicht besuchte, sich geäußert habe, wenn er sterbe bekomme man ihn doch, nahm man mit Mißtrauen auf — — — man sagte im Stillen, es sei ihm nicht wohl in Pforzheim, er fürchte sich in der Gruft seiner Ahnen. Am meisten aber fiel auf, daß man diesen Gerüchten eine bessere Wahrheit nicht entgegensetzen konnte, daß man nicht einmal wagte, die Landesgesetze dagegen in Anwendung zu bringen, die doch bestimmt sind, gegen Verläumdungen zu schützen und die Ehre zu retten, daß man vielmehr jede Rechtfertigung vor der Welt zu vermeiden, (ein Minister Winter mußte sich vor der Drohung eines jungen Abgeordneten beugen) und im Stillen durch Versprechung von Geld — — — ein Schweigen zu erzielen suchte!

Kann es nun wundern, wenn die Ueberzeugung: Kaspar Hauser war der rechtmäßige Erbprinz von Baden, ältester Sohn des Großherzog Karl, im Volke heute noch fortlebt?

In der neusten Zeit, vor etwa 12 Jahren, hat eine Frankfurter Zeitung, ein viel verbreitetes Blatt, das sich namentlich im Großherzogthum Baden eines großen Absatzes erfreut und in allen Kreisstädten des Landes, in welchen sich Staatsanwälte befinden, aufliegt, namentlich aber in Karlsruhe im Museum (in 2 Exemplaren) von den Ministern und Räthen der Krone viel gelesen wurde — in fort=

laufenden Feuilletonartikeln (vom 21. 22. 23. Juli, 12. und 19. August 1868) die Kaspar Hauser Geschichte behandelt. Es sind darin nach Feuerbach's Ansicht und Aufstellung Großherzog Ludwig und die Gräfin Hochberg mit vollständig ausgeschriebenen mit Fettschrift gedruckten Namen offen angeschuldigt; trotzdem fand sich keine Staatsanwaltschaft veranlaßt, das Blatt mit Beschlag zu belegen oder zu belangen, während man sonst im Lande Baden, wenn sich nur ein Minister beleidigt fühlt, frivol mit Beschlagnahmen bei der Hand war.

Die Gesetze sind eben heutzutage derart, daß man nicht durch eine geheime Polizeimaßregel solche unbequeme Erscheinungen beseitigen kann.

Warum ließen die in Baden so eifrigen Staatsanwälte jenes Blatt passiren, das doch in ihren Augen, wenn es nicht die Wahrheit sagte, nach den Gesetzen Verläumdung gegen Glieder des Großherzoglichen Hauses enthalten mußte???

Wir beantworten uns die Frage leicht: Weil die Kaspar Hauser Geschichte vor einer Strafkammer zur öffentlichen Verhandlung gekommen wäre, und weil man den Beweis der Wahrheit fürchtete und mit Recht fürchten mußte.

Damit sind wir aber noch nicht zu Ende, wir haben erwähnt, daß Hennenhofer (was alle Welt weiß) Memoiren geschrieben hat, wir haben ferner erwähnt, daß die Kaspar Hauser Sache am Todestage des Großherzogs Ludwig vor dem Großherzoglichen Geheimen Rathe verhandelt wurde. Ueber beide Sachen sind wir in der Lage, nähere Mittheilungen machen zu können, da es uns gelungen ist, Einsicht von sehr wichtigen, diese Sache betreffenden Papieren nehmen zu können. Wir lassen diese zur fernern Aufklärung der ganzen Sache äußerst bedeutungsvollen Kenntnißnehmungen hier folgen:

Die Memoiren, die Hennenhofer geschrieben hat, verfaßte er, wie er sich äußerte um der Welt später darzuthun, daß er kein Verbrecher, sondern nur ein treuer, vertrauter und gehorsamer Diener seines Herrn war und daß er als solcher Befehle befolgt und Pflichten geübt habe; er machte eine dreifache Ausfertigung zu seiner Sicherheit, damit Niemand wage, ihn selbst, wie es andern ergangen, in der Absicht zu beseitigen, mit ihm gleichzeitig das ganze Geheimniß zu verscharren, aus diesem Grunde äußerte er sich auch gerne, daß er Memoiren niedergeschrieben habe.

Die Veröffentlichung derselben sollte nach seiner Aeußerung Ende dieses Jahrhunderts geschehen. Es wäre indessen beinahe im Jahre 1840 das ganze Memoire zur Veröffentlichung gekommen. Ein früherer preußischer Justizactuar war bei Hennenhofer in Mahlberg mit Abschreiben, darunter auch mit dem Abschreiben der Memoiren beschäftigt. Hennenhofer vertraute diesem Schreiber, den er „Sebastian" nannte, welchen Namen er auch selbst in Kippenheim angab, das Abschreiben besagter Papiere um so ruhiger an, als er wußte, daß derselbe mit den badischen Verhältnissen nicht bekannt sei und in der nächsten Woche nach Amertka auswandere, wozu es ihm nur noch an Geld fehlte.

Hennenhofer bezahlte diesen Actuar schlecht — er versprach ihm viel und — hielt aber wenig. Aus dem Vertrauten wurde alsbald ein erbitterter Feind — statt nach Amerika abzureisen, gieng Sebastian nach Zürich, um das, was er wußte zu veröffentlichen.

Die Arbeit war gerade gedruckt und sollte in die Welt geschleudert werden, als die Sache dem badischen Gesandten Freiherrn von Rüdt verrathen wurde. Die Folge davon war, daß auf Befehl und im Namen des Ministers von Blittersdorf der badische Oberamtmann Dreyer in Waldshut die Sache mit den schweizerischen Behörden derart erledigte, daß die ganze Auflage ausgeliefert, dem Sebastian zwar bezahlt, er aber aus der Schweiz verwiesen wurde.

Von diesen Memoiren befand sich ein Exemplar nebst dem Tagebuch unter Hennenhofers Kopfkissen; bei dessen Tode wurden aber, wie man weiß, ehe ein Notar das Sterbzimmer betrat, am 2. Januar 1850 durch Hofmarschall Ferdinand Freiherrn von Röder, in Begleitung des damaligen Stadtdirektors von Uria und eines Polizeicommissärs sämmtliche vorhandene Privatpapiere in Beschlag genommen und nach Karlsruhe verbracht.*)

Ein zweites Exemplar dieser Memoiren befand sich im Stifte Neuburg bei Heidelberg, soll aber noch vor dem Tode der Frau Räthin Schlosser anderswohin (Frankfurt a. M.) verbracht worden sein.

Ein drittes Exemplar befindet sich in Böhmen.

---

*) Die „Frankfurter Zeitung" hat diesen Vorfall vor nicht langer Zeit (19. August 1868) mit Nennung des Namens des Herrn von Röder und mit der Bemerkung mitgetheilt, daß sich die Regierung dann mit den Erben für 20,000 Gulden abgefunden habe! -- eine Erwiederung dagegen ist nicht erschienen.

Das Schriftstück ist mit dem seinem Verfasser so eigenthümlichen Sarkasmus, mit satirischer Verschmitztheit, wiewohl nicht ohne Züge von Melancholie und Bangigkeit geschrieben.

Das erste Individuum, das darin zur Sprache kommt, ist „der Esel“, dessen er von Zeit zu Zeit gedenkt.

Das erwähnte sehr interessante Schriftstück gibt uns den Schlüssel zur Kaspar Hauser Geschichte — einen Schlüssel, der uns einen Zusammenhang für die wichtigsten Momente erschließt. Gleichzeitig wird neben der Rolle Hennenhofers auch jene Stanhope's endgiltig in klares Licht gestellt.

Theilen wir nun mit, soviel uns aus diesen Papieren bekannt wurde. Es war uns nur möglich, Einsicht in einzelne Theile, aber in die wichtigsten, zu erreichen; weil die Papiere nicht aus den Händen gegeben wurden.

Es heißt u. A.:

Es hätten am 29. September 1812, 200 Kanonenschüße der Residenz verkündet, daß ein Erbgroßherzog glücklich entbunden worden, daß sofort ein feierliches Te Deum angeordnet und gesungen worden sei. (Die verschiedenen ironischen Bemerkungen, von welchen die ganze Schrift mehr oder weniger durchflochten ist, können wir nicht geben, weil wir uns in unsern Notizen an die Hauptsache halten mußten.) Am selben Tage noch hätte der Markgraf Ludwig, so heißt es weiter, ein tête à tête mit der Gräfin Hochberg gehabt und wenn da blos Liebe gepflogen worden wäre, hätte er (Hennenhofer) diese Memoiren nicht geschrieben.

Am 15. Oktober 1812 hätte die Reichsgräfin ihre Gesellschafterin abbestellt und selbst eine von Kopf bis zu Fuß weiße Kleidung angelegt, ihr Gesicht zur Hälfte geisterhaft verhüllt und einen weiten Schleier über den Kopf, Hüfte und Schulter gezogen; in diesem Aufzuge sei sie durch die Gänge des geräumigen Schlosses und durch eine geheime Tapetenthür in dasjenige Zimmer gelangt, in welchem die Wiege des kaum 3 Wochen alten Erbgroßherzogs stand. (Es ist anspielend bemerkt, daß die Räumlichkeiten der Gräfin besser bekannt waren, als der großherzoglichen Familie und daß der Fall, den wir eben beschrieben, schon viel früher zu Lebzeiten Karl Friedrichs durch die Gräfin vorgesehen war.) Die wachhabende Kammerfrau und die Amme hätten geschlafen (opium) und sie hätte den schlummernden

Prinzen aus der Wiege genommen und an dessen Stelle einen auszehrenden Sterbling, das uneheliche Kind eines Bauernweibs, das sie unter ihrem Schleier verborgen trug, gelegt, sich mit dem Prinzen aber durch dieselbe Thüre, welche hinter ihr wieder in ihre Feder einschlug, auf demselben Wege entfernt. Ein wachhabender Gardist habe sie in der Wand verschwinden sehen, ein Lakai sei vor Schrecken zu Boden gestürzt, übrigens hätten die Kammerdiener Burkard und Sauerbeck Wache gehalten und Letzterer habe das Kind aus der Hand der Reichsgräfin in Empfang genommen, durch den Fasanengarten getragen und ihm (Hennenhofer) an dem Fasanengartenausgang vor dem Durlacher Thore am Rintheimer Wege, wo er, es war Nachts 12 Uhr, mit einem verschlossenen Wagen gehalten habe, übergeben — er habe dabei nur gethan, was ihm befohlen war. Die weiße Dame, welche den Karlsruhern als ein unerlöster Geist bezeichnet wurde, mußte dann hie und da erscheinen, und das Erscheinen verhieß stets den Tod eines Gliedes der Großherzoglichen Familie, was natürlich auch eintraf. (Hennenhofer nennt die weiße Damen-Geschichte in seiner sarkastischen Sprache „Futter für den Esel.") Erst am andern Morgen habe man eine auffallende Veränderung an dem in der Wiege liegenden Kinde entdeckt und wahrgenommen, daß es mit dem Tode ringe — am 16. Oktober Abends 8 Uhr hätte es seinen Kampf beschlossen. Die Großherzogin hätte aus Rücksicht für ihre eigene Gesundheit das todte Kind nicht sehen dürfen. Hoftrauer für ein . . . . (uneheliches Bauernkind), Beisetzung desselben in der Familiengruft in Pforzheim!

Als Hennenhofer am Schloße angekommen sei (hier ist ohne Zweifel ein anderes Schloß in nicht großer Ferne von Karlsruhe gemeint, das er vermuthlich in seinen Schriften schon genannt hatte) habe ihm eine Gouvernante das Kind zur Erziehung abgenommen. Dieselbe sei der Meinung gewesen, er bringe ein von einem Hoffräulein heimlich geborenes Kind — der Oberst von G. habe ein Malheur angerichtet — erst später habe sich durch Unvorsichtigkeit der Reichsgräfin eine andere Ahnung geltend gemacht. Hier sei das Kind nahezu 4 Jahre bis zu seiner (Hennenhofers) Rückkunft von Wien gewesen; als aber der Großherzog (Juni 1815) von Wien zurückgekehrt sei, habe er das Kind, das man in der Nähe nicht mehr für sicher hielt (23. Juli) ohne weitere Tradition in den Pfarrhof in Hochsal (bei Laufenburg-

Waldshut) gebracht; indessen sei am 30. April 1816 ein zweiter Prinz geboren worden, der mit der größten Sorgfalt und unter strenger Beaufsichtigung gepflegt worden sei; er habe mit dessen plötzlichem Tode am 8. Mai 1817 nichts zu schaffen gehabt, Herr von Ende habe in dieser Sache „den Dienst gehabt" und „beim Wiegen" sei dann der Brei „versalzen" worden.

Hier müßen wir nun erläuternd bemerken, doß wir die Möglichkeit nicht ausschließen, daß die eben erwähnte Gouvernante dieselbe war, welche später die geheimnißvolle Rolle in Ungarn spielte, nämlich die Madame Dalbon; man stößt übrigens in dieser Geschichte auf so viele, Spielereien ähnlich sehende Dinge, die ohne Zweifel absichtlich eingeflochten sind, daß es eben so möglich ist, daß die Dalbon jene Rolle für Geld spielte und diese um so sicherer spielen konnte, als in diesem Falle die Untersuchung mit der Erklärung endigen mußte, daß man sich auf falscher Spur befunden habe.

Verweilen wir auch einen Augenblick bei dem Pfarrhof in Hochsal — warum kam das Kind gerade nach Hochsal?

Die Fama, welche bisher stets mit dem Resultat der Forschungen übereinstimmte, gibt uns auch hierzu den Schlüßel.

Jenes Bauernweib, welches ihr uneheliches Kind, den Sterbling, der als Erbgroßherzog beigesetzt wurde, hergab, bemühte sich um ihr Gewissen zu erleichtern, zu erfahren, wo ihr Kind hingekommen sei; das gegen Geld abgelegte Gelübde des Stillschweigens machte ihr Scrupel und da sie nichts erfahren konnte, trieb sie ihre Gewissensangst in den Beichtstuhl.

Sie legte vor dem Pfarrvicar Dietz (alsbald Pfarrer in Hochsal) in Karlsruhe ein Bekenntniß von Allem ab, was sie wußte, — eine Offenbarung, die Dietz in Anbetracht der ihm genannten Namen besser zu durchschauen verstand, als das einfache Bauernweib.

Ob nun Dietz unmitelbar nach dieser im Beichtstuhle empfangenen Offenbarung Schritte that, die das Beichtgeheimniß verletzten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, es ist aber sehr wahrscheinlich, weil derselbe gerade zu jener Zeit, obgleich erst 1813 recipirt an einen von Karlsruhe sehr entfernten Theil des Landes und zwar auf die sehr gute Pfarrei Hochsal versetzt wurde und eben dahin dann der Prinz verbracht wurde.

Demnach müßte sich Dietz an diejenige Seite gewendet haben,

welche die Sache nicht zu den Ohren des Großherzogs trug, welche aber hinreichenden Einfluß besaß, um ihm die Pfarrei als Belohnung, beziehungsweise als Preis des Schweigens zu verschaffen.

Es ist ein Gebot der Klugheit bei Geheimnissen, namentlich bei Solchen, in die so schwere Verbrechen gehüllt sind, so wenig als möglich Mitwisser zu haben und wahrscheinlich nur weil Dietz wider Willen der Betheiligten Mitwisser wurde, bestach man ihn mit der fetten Pfründe, vielleicht auch noch mit andern Versprechungen und übertrug ihm das Amt eines Kerkermeisters.

Bei bloßen Gerüchten, Vermuthungen und Schlüssen sollte es indessen nicht bleiben.

Bei einer Bauernhochzeit in Beuggen, es es war im Jahre 1818 war Pfarrer Dietz sehr angeheitert und erzählte in diesem Zustande das ganze Geheimniß seinen Amtsbrüdern Engesser und Eschbach. (Es leben noch Leute in Beuggen, die bei jener Hochzeit waren.) Engesser wußte nichts Pfiffigeres zu thun, als das Geheimniß dem Pfarrer Demeter in Sasbach, welcher damals provisorisch die Funktion eines geistlichen Ministerialrathes versah, und trotz aller Bemühungen die definitive Funktion zu seiner Pfarrei nicht erhalten konnte, mitzutheilen; dieser aber theilte es dem Markgrafen Ludwig mit.

Mit welchen Mitteln die Zungen dieser Herren gebunden wurden, ergibt sich, statt aller weitern Bemerkungen, wenn wir deren Dienstlauf hier anführen.:

Dr. Ignaz Demeter, Pfarrer in Lautlingen, 1809 Decan in Rastatt, 1818 Pfarrer in Sasbach, Ritter des Zähringer Löwenordens, 1826 geistlicher Ministerialrath definitiv und mit Beibehaltung seiner Pfarrei; 1827 ersterer Function auf sein Ansuchen unter Bezeugung höchster Zufriedenheit enthoben, 1833 Domcapitular in Freiburg. 1837 durch viele unerhörte Intriguen, die man dem Markgrafen Wilhelm zuschrieb, Erzbischof von Freiburg — Commandeur des Zähringer Löwenordens. Er war der am wenigsten befähigte Domcapitular — (die Hervorragendsten waren Vicari und Hug) Vicari war dreimal einstimmig gewählt und wurde durch lügenhafte Vorspiegelungen von Seite eines Regierungsbeamten, des Directors des katholischen Oberkirchenraths Beck zur Nichtannahme der Wahl bestimmt. Unter andern Lügen wurde dem Herrn von Vicari gesagt, er sei dem hl. Stuhle und der österreichischen Regierung nicht angenehm.

Joh. Ev. Engesser in Unterbaldingen, 1814 Pfarrer in Mundelfingen, 1823 geistlicher Rath und Mitglied der katholischen Kirchensection, 1825 Commandeur des Zähringer Löwenordens und Direktor der katholischen Kirchensection, 1827 Geheimer Rath II. Classe, 1832 auf Ansuchen pensionirt, seine Pfarrei in Mundelfingen, eine der besten im Lande, beibehaltend.

Karl Eschbach aus Hochsal, Cooperator in Freiburg, 1814 Pfarrer in Beuggen, 1826 Stadtpfarrer und Decan in Triberg, 1827 Ministerialrath bei der katholischen Kirchensection, 1831 Pfarrer in Hochsal, 1851 Ritter des Zähringer Löwenordens, 1861 Commandeur ! desselben Ordens.

Pfarrer Dietz kam, nachdem er vom Vicar in Karlsruhe, obgleich erst 2 Jahre Priester, die gute Pfarrei Hochsal erhalten hatte, nicht mehr dazu, weitere Bevorzugungen zu genießen, indem er alsbald, nachdem sein Amt als Kerkermeister Kaspar Hausers aufgehört hatte, eines plötzlichen Todes starb.

Aber auch noch ein anderer Umstand sollte den Weg nach Hochsal deuten, es ist wieder solch' eine scheinbare Spielerei, die ohne Zweifel von Wahrem und Falschem durchmengt ist, die wir hier nicht unerwähnt lassen dürfen. Im Frankfurter Journal vom 24. Februar 1834 findet sich folgender Artikel:

Ein gewißer Herr Cuno, königlich preußischer Oekonomierath schreibt aus Ratibor unterm 9. Februar 1834 an die Magdeburger Zeitung einen Brief, in welchem er derselben mittheilt, daß man in der zu Berlin herauskommenden Vossischen Zeitung Nr. 138 vom 16. November 1816 nachfolgende Mittheilung findet:

Paris 6. November 1816. Ein Fischer aus Groskemps fand am 23. October auf dem Rheine eine schwimmende Flasche, welche nachstehenden lateinischen Zettel enthielt:

Cuicunque, qui hanc epistolam inveniet:

Sum captivus in carcere apud Lauffenburg juxta Rheni flumen:

meum carcer est subterraneum, nec novit locum ille, qui nunc solio meo potitus est. Non plus possum scribere, quia sedulo et crudeliter custoditus sum

S. Hanes Sprancio.

Zu deutsch:

An den, welcher diesen Brief findet: Ich liege in einem Kerker bei Lauffenburg neben dem Rheinstrome, mein unterirdischer Kerker ist demjenigen unbekannt, der gegenwärtig auf meinem Throne sitzt. Mehr kann ich nicht schreiben, da ich strenge und grausam bewacht werde. S. Hanes Sprancio.

Dieses sonderbare Aktenstück theilte Herr Cuno schon früher dem Präsidenten von Feuerbach mit, indem er dasselbe im Zusammenhange mit der Geschichte Hausers glaubte.*)

Viele hielten die Sache für eine bloße Mystification, wahrscheinlich, weil das «nec novit locum ille, qui nunc solio meo potitus est» hierher nicht paßte. 1816 regierte nämlich noch Großherzog Karl, der auf seinem rechtmäßigen Throne saß; auch ist es unmöglich, daß ein 1812 geborenes Kind im Jahre 1816 einen derartigen lateinischen Zettel schreiben und in einer Flasche in den Rhein werfen kann.

Der oft erwähnte Garnier will mit Bestimmtheit den Verfasser erkennen und behauptet, es sei ein ehemaliger Piaristenmönch, der nach Aufhebung seines Klosters zu Rastatt in das badische Oberland versetzt worden, — ein ihm persönlich bekannt gewesener Mann Namens Hornung mit dem Klosternamen Paulin, gebürtig in Muggensturm, der im Jahre 1817 auf der Landstraße ermordet aber nicht beraubt worden sei. Der einzige damals in Baden vorgekommene Fall, in dem der Thäter nicht entdeckt worden sei.

Uns scheint die Sache noch einfacher — der eingekerkerte Prinz hat den Zettel nicht geschrieben, wohl aber mag der Pfarrer Dietz in Hochsal der Verfasser gewesen sein.

Derselbe mag Gewissensbisse oder sein baldiges Ende gefühlt oder geahnt haben, vielleicht auch durch enttäuschte Hoffnungen dazu getrieben worden sein — er wollte die Entdeckung dem Zufall, dem Schicksal überlassen, vielleicht auch bewirken, daß die Mitschuldigen das Kind von Hochsal entfernten.

Letzteres geschah dann auch und den Pfarrer Dietz ereilte der Tod.

Wahrlich nicht ohne Grund wurde dann Pfarrer Eschbach auf diesen verdächtigen Pfarrhof versetzt.

---

*) Feuerbach ist bekanntlich gestorben, nachdem er sichere Spuren, die nach Baden führten, entdeckt hatte.

Das «qui nunc solio meo potitus est» ist vielleicht absichtliche Unrichtigkeit, vielleicht war es auch wirkliche Unwissenheit, denn viele Geistliche, namentlich der damaligen Zeit, waren in den dynastischen Verhältnissen schlecht bewandert.

Nun kommen wir noch auf den Kammerherrn von Ende zu sprechen:

Das was Hennenhofer andeutet, hat sich bis auf den heutigen Tag auch als Gerücht erhalten.

v. Ende soll, als es durch einen scheinbar harmlosen Scherz erreicht wurde, daß der sorgsam bewachte, nach Angabe des Leibarztes Dr. Kramer sehr gesunde Knabe (es ist hier vom zweiten Prinzen die Rede) am 7. Mai 1817 gewogen werden sollte, einen unbewachten Augenblick benützt haben, ein Pülverchen in den Brei des Kindes zu practiziren.

Der Prinz bekam Fieber und Gichter (?), heftige Zuckungen und starb am 8. Mai 1817 an den Folgen eines — — „sehr beschwerlichen Zahnausbruchs" !!!

Kammerherr von Ende war ein Musterbild erheuchelter Dienstbeflissenheit, ein Mann, der zu Allem, selbst zu dem Schamlosesten fähig war, obgleich er feine Manieren hatte; er mußte später wegen einer abscheulichen Geschichte, um einer schweren, entehrenden Strafe zu entgehen, fliehen und starb im Auslande.

Hören wir nun, was Hennenhofer weiter in der Kaspar Hauser Sache angibt:

Am 14. Juni 1817 sei er (Hennenhofer) mit dem Kammerdiener von Salem nach Hochsal und von da mit dem Kinde über den Bodensee bei Lindau nach Baiern gereist, weil das Kind im Badischen nicht mehr sicher gewesen sei.

Dann heißt es weiter:

Der Mann sei vertraut und zuverlässig gewesen und er sei gehörig bezahlt worden.

Das Kind habe er als ein zurückgebliebenes Soldatenkind aus den Kriegsjahren bezeichnet, das ihn interessire; er habe dem Manne sorgsame Pflege anempfohlen und für die Zukunft Bestimmungen gemacht, die — — — (leider hört hier unsere Notiz über diesen Punkt auf).

Daß das Kind den Betheiligten in Hochsal nicht mehr sicher

genug schien, war nicht ohne Grund, denn bekanntlich waren nach dem Tode des zweiten Prinzen, Ludwig und seine Freunde von Hofe verwiesen und zwar Ersterer auf seine Güter nach Salem verbannt.

Man sprach damals auch im Stillen von einer umfangreichen Untersuchung, die eingeleitet werden solle und die wahrscheinlich auch eingeleitet worden wäre, wenn nicht Großherzog Karl zurückschreckte vor einer hofgerichtlichen Verhandlung, bei der er Glieder seiner eigenen Familie hätte brandmarken müssen und durch fortwährendes Unwohlsein und Schwinden seiner Kräfte energielos geworden wäre.

So verschob er diesen unangenehmen Familienscandal und am 8. December 1818 ereilte ihn der Tod, sein, wir wissen es zuverlässig, schweres Herzenleid — verschloß das Grab.

Der Mann, zu welchem der Prinz verbracht wurde, sei „vertraut" rc. hieß es — das heißt, er war fähig, einen offenbar schlechten Streich zu verschweigen und zu unterstützen und den armen Gefangenen 11 Jahre lang im Kerker schmachten zu lassen.

Daß er nach Vorschrift handelte, ist sehr wahrscheinlich, weil ihm der Prinz als Soldatenkind anvertraut war, ließ er in Anbetracht der vermuthlich hohen Bezahlung jedes Bedenken schwinden; er konnte um so mehr ruhig sein, weil er wahrscheinlich wenigstens Anfangs nur die Verhinderung eines delicaten Familienscandals darin erblickte.

Die Dauer der Einsperrung dürfte dem Manne bei Empfang des Kindes noch gar nicht bekannt gewesen sein; nachdem er aber durch die Uebernahme und Einsperrung des Kindes selbst Mitschuldiger geworden war, mußte er sich wahrscheinlich auch durch erhöhten Geldpreis zur ferneren Function eines Kerkermeisters bequemen.

Die Aussetzung war vermuthlich auch in der Art in der sie geschah, verabredet — der Jüngling sollte als Soldatenkind unter dem Militär verschwinden.

Die Zeitverhältnisse waren günstig, man brauchte Leute, um die Verluste während der Kriegsjahre zu ersetzen, dieser Umstand lag wohl auch in der Berechnung. Zudem wagte Niemand mehr in Karlsruhe auch nur leise der plötzlichen Todesfälle am Hofe zu erwähnen, weil der inzwischen zur Regierung gelangte Großherzog Ludwig ein strenges Regiment führte.

Die guten Nürnberger machten durch diese Berechnungen, wie wir bereits wissen, einen Strich.

Im Stillen aber blutete ein edles Mutterherz, die junge Wittwe des Großherzogs Karl, die Frau Großherzogin Stephanie (sie war beim Tode ihres Gemahls noch nicht 29 Jahre alt) grübelte mit tiefem trostlosem Kummer im Herzen, der Sache unaufhaltsam nach, ja sie hielt es für ihr Lebensziel, das ganze Geheimniß zu erschließen.

Wir werden auf diese edle Dulderin noch einige Mal zurückkommen, zunächst müssen wir aber hier erwähnen, daß dieselbe ihre Residenz nach Mannheim verlegt hatte, von den verschwiegensten Personen umgeben wurde und Alles gethan wurde, um auftauchende Gerüchte ihren Ohren ferne zu halten.

Trotzdem drang Vieles zu ihr und Manches ins Publikum.

Es war im November 1828, das Erscheinen Kaspar Hausers war damals in verschiedenen Blättern besprochen und die Nachricht auch zur Großherzogin Stephanie gedrungen, als man in Mannheim erzählte, die Großherzogin habe eine Vision gehabt, eine Kammerfrau habe es in einer öffentlichen Gesellschaft bei der Gräfin Bodmer erzählt.

Die Erzählung mag etwa wie folgt gelautet haben:

Sie habe am Abend vorher, während sie im Nebenzimmer der Großherzogin bis spät in die Nacht noch gelesen habe, die Letztere mit wehmüthig klagendem Tone ausrufen gehört: „Ja, Du bist es „Geliebter; es ist Dein liebes Gesicht, deine niedliche Gestalt. Willst „Du Dich mir noch einmal zeigen, weil Dich Deine Mutter nicht „mehr gesehen hat? — Wie! (mit gehobener in solchem Tone noch „nie gehörten durch Mark und Bein gehenden Stimme). Wie! — Du „bist nicht todt? Du lebst? Wo haben sie Dich hingebracht? Wer „hat Dich geraubt? Der! — Der also war es — — — o! o! „Ludwig! also darum vermeidet er meinen Anblick, o!" (Unsägliche Thränen und herzzerreißendes Schluchzen erstickten die Worte.)

Zu derselben Zeit hatte Kaspar Hauser eine Vision, in welchem Zustande er einen Kopf zeichnete, der dem Großherzog Karl sehr ähnlich sieht.

Die Leute am Hofe schrieben diesen trostlosen Kummer der Großherzogin wohlweislich nur dem durch so viele harte und rasch hintereinander folgende Schicksalsschläge angegriffenen Nervensystem der Fürstin zu und nannten es kurzweg abergläubische Träumereien ꝛc.; allein bei der so anerkannt geistreichen und mit hellem Verstande begabten Frau, fanden diese hofmännischen Auslegungen im Publikum

wenig Anklang und so hielt es der Großherzog Ludwig für nöthig, für weniger plauderhafte Umgebung zu sorgen; auch dem Wunsche der Großherzogin die Gruft in Pforzheim zu besuchen, wurde nicht entsprochen.

Die immerwährenden Machinationen der Großherzogin Stephanie, vielleicht auch das Gefühl des herannahenden Todes und die Furcht, daß die Sache doch noch ans Licht kommen könne, veranlaßte den Großherzog, wahrscheinlich nicht ohne dringendes Zureden von einer gewißen andern Seite an die völlige Zernichtung jeder Gefahr zu denken. Vernehmen wir nun, ehe wir fortfahren Mittheilungen aus Hennenhofers Papieren rc. zu machen, wie die Gefahr abgewendet werden sollte.

Wir sind hier in der Lage aus dem Tagbuche eines Adjutanten Mittheilung machen zu können:

„Am 10. September 1829 kam Lord Stanhope nach Karlsruhe, logirte bei Meier, wurde den 11. September früh durch den in Adelstand erhobenen Major Hennenhofer, welcher Direktor der diplomatischen Section im Ministerium des Aeußern war, an den Hof des Großherzog Ludwig gebracht und hatte da eine Unterredung, die tief in den Nachmittag dauerte, hierauf Diner bei Hof, an welchem außer dem Großherzoge nur der Markgraf Wilhelm, Stanhope und Hennenhofer Theil nahmen.

„Den darauffolgenden Vormittag war Aufwartung beim Erbgroßherzog, die von kurzer Dauer war, dann eine bis in späte Nacht dauernde Unterredung bei Markgraf Wilhelm in seinem Palais.

„Am 4. Tage nochmals eine Unterredung bei Markgraf Wilhelm, dann Diner bei demselben, bei welchem des Markgrafen Adjutant merkwürdiger Weise nicht mitspeiste. (Markgraf Max war auch abwesend.)

„Zwei Tage später rollte ein Wagen zum Durlacher-Thor hinaus in welchem der Lord und Hennenhofer in eleganter Civilkleidung saßen — ihre Pässe waren nach Baiern visirt."

Erinnern wir uns nun an den am 17. Oktober 1829 stattgehabten Mordversuch an Kaspar Hauser und an die Umstände, die wir dabei beschrieben haben; erinnern wir uns besonders daran, daß Stanhope zur Zeit des Mordversuchs bei Nürnberg gesehen wurde, und daß man in Nürnberg zwei fremde Cavaliere bemerkte, so haben

wir den Zusammenhang. Hennenhofer war ein blatternarbiger Mann, mit unruhigem Blicke und stolzer Haltung, wie jener Cavalier beim Mordversuch in Nürnberg beschrieben war.

Hennenhofer erhielt für diese Mission das Commandeurkreuz des Zähringer Löwenordens und der Lord und Gesangbuchsfabrikant empfieng wahrscheinlich das, was er am Meisten nöthig hatte — Geld!

Bezüglich der Frage, wer den Mordversuch vollzogen hat, ist man unter dem Publikum willig, diesen, wie die spätere Ermordung auf Hennenhofer zu schieben; einen schwachen Anhaltspunkt dafür hat man, weil Hennenhofer sein alibi nicht beweisen konnte; wahrscheinlicher indessen erscheint uns, daß der unbekannte Mann, der Kerkermeister Hausers, jener schwarz verkappte Mann war, während die beiden Herren die Operation leiteten.

Der Mann, der für Geld Kerkermeister war, hatte ohne Zweifel neben seiner Ungeschicklichkeit noch Gewissensangst — er sollte Mörder werden für Geld! — Dieser Gedanke ließ ihn den Mordversuch mißlingen.

Wäre Hennenhofer der Mordversucher gewesen, wir glauben, er hätte ein sichereres Instrument gewählt und er hätte sein Opfer sicher getroffen, er hätte fertige Arbeit gemacht.

Am Wahrscheinlichsten ist es, daß beide Herren sich nicht zur Funktion eines Mörders entschließen wollten und deßhalb der Mann dazu gedungen wurde.

Der Mordversuch war mißlungen und die Kaspar Hauser Sache machte dadurch viel mehr von sich reden als vorher — einen zweiten Versuch alsbald zu machen war nicht rathsam, weil Alles auf Hauser aufmerksam war und derselbe strenge bewacht war.

Die Furcht vor der Entdeckung war größer als je, um so mehr, als sich bei Hauser das Rückerinnerungsvermögen zu entwickeln begann und der Großherzog Ludwig immer hinfälliger wurde; er äußerte sich selbst, daß er den Todeswurm bereits nagend in seinem Körper fühle.

Am 30. März 1830, Morgens um 1$^{3}/_{4}$ Uhr, war Ludwig eine Leiche — er stand im 68ten Lebensjahre und mit ihm erlosch (abgesehen von Kaspar Hauser) die alte ächte Zähringer Dynastie.

Daß dieser Todesfall die mit der Kaspar Hauser Sache in Verbindung stehenden Personen in nicht geringe Verlegenheit versetzte,

war natürlich, daß aber die umlaufenden Gerüchte damals sehr ernst aufgenommen wurden, geht daraus hervor, daß Abgesandte sofort an alle einflußreiche Höfe in geheimer Mission abgefertigt wurden und daß noch an demselben Vormittage des Sterbetags der Geheime Staatsrath sich versammelte, um die Successionsfrage und speciell die Frage wegen Kaspar Hauser zu berathen.

Die auf fragliche Angelegenheit bezügliche Staatsrathsacten sind jetzt auch nicht mehr vorhanden, sie fanden sich noch vor, als Klüber in's Cabinet kam und als Winter Minister wurde.

Erst nach der Ermordung Kaspar Hausers verschwanden sie. — —!

Ein gewisser Secretär Hacker hat sie entfernt, wiewohl nicht zernichtet; er hat vielmehr Indiscretion damit getrieben und solche sind im Auslande versteckt; — — aber auch Hennenhofer hat diesen bedeutungsvollen Tag genau beschrieben.

Wir waren in der Lage, von dem, was in jener denkwürdigen Sitzung verhandelt wurde, Kenntniß nehmen zu können und machen hier folgende wichtige Mittheilungen darüber:

Den Vorsitz in jener Staatsrathssitzung führte der Großherzogliche Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten und Cabinetsminister Freiherr von Berstett.

Anwesend waren:

Die Minister, mit Ausnahme des Herrn von Berckheim, und sämmtliche in Karlsruhe wohnende Mitglieder des Staatsraths.

An dieser Sitzung nahm außerdem Theil: Der Erbgroßherzog Leopold von Baden.

In das Nebenzimmer waren befohlen: Geheimer Rath Engesser und Major von Hennenhofer, welch' Beiden der Präsident in Gegenwart der Minister Chr. Fr. von Böckh und Generallieutenant Conr. von Schäffer erklärte, daß sie verhaftet seien und jetzt hier Verhöre zu bestehen hätten.

Bevor der Erbgroßherzog erschien, setzte Herr von Berstett die ganze Angelegenheit auseinander und endigte seine bei feierlichster Stille der Zuhörer gehaltene Rede damit, daß er sagte:

„Sie wissen also jetzt, meine Herren, daß ein rechtmäßiger „Thronerbe lebt, der auf eine verbrecherische Weise der Nachfolge im „Großherzogthum beraubt worden ist. Es liegen dafür die überzeu-„gendsten Beweise vor, es leben noch Theilnehmer und Mitwisser des

„Verbrechens, deren Aussagen das etwa noch Mangelnde ergänzen wer-
„den. Der regierende Großherzog hat das Zeitliche gesegnet, und es
„fragt sich nun, für wen die Erbhuldigung einzunehmen ist.

„Der legitime Nachfolger ist abwesend, er ist ein an Geist
„und Körper verwahrloster Jüngling — eine Zögerung in der Erb-
„huldigung müßte der fürstlichen Familie und dem Lande verderblich
„werden. Es ist ein dringender Fall, man muß handeln, wie es die
„Staatsklugheit gebietet &c."

Lautlos und mit bedenklichen Mienen saß Alles da, als der
Erbgroßherzog Leopold eintrat.

Der Geh. Staatsrath erhob sich von seinen Sitzen und der
Prinz trat oben an die Tafel und sprach (wir sind in der Lage, es
hier wörtlich geben zu können):

„Der Herr Präsident wird Ihnen die Lage der Dinge darge-
„stellt haben, wie sie ist. Es wird überflüssig sein, Ihnen meinen
„Schmerz über diese betrübenden Thatsachen auszudrücken, es bürgt
„Ihnen mein Charakter dafür, daß ich fest entschlossen bin,
„meinem unglücklichen Verwandten die ihm durch seine Ge-
„burt verliehenen heiligen Rechte nun und nimmermehr
„zu entziehen.

„Nun ist die Frage, wie dieses geschehen könne, ohne daß dem
„Lande daraus augenblicklich nachtheilige Folgen erwachsen. Dies
„wird der Gegenstand Ihrer Berathung sein.

„Jetzt aber sollen die „Schuldigen" in meiner Gegenwart
„verhört werden, um noch Thatsachen zu ermitteln und die Verbrecher
„zur gebührenden Strafe zu ziehen. Herr Präsident, ich übertrage
„Ihnen den Vorsitz."

Wir müssen uns erlauben, hier einen gelinden Zweifel zu
hegen, ob die Frage — (das Edle, was Markgraf Leopold sprach,
in Ehren), — wie das Recht hergestellt werden könne, ohne daß dem
Lande augenblicklich nachtheilige Folgen erwachsen, eine aufrichtige
war — denn die Antwort wäre nicht schwer gewesen, sie hätte nur
lauten können:

In einem constitutionellen Staate ist das Verbrechen der Volks-
vertretung mitzutheilen — es hat vormundschaftliche Regentschaft ein-
zutreten, bis der legitime Erbe sein Recht antreten kann. — — Dies

wäre allein das Richtige gewesen. Hören wir nun weiter, wie das Verhör ausfiel.

Der Präsident ließ den Geh. Rath Engesser eintreten und es ergaben sich folgende Fragen und Antworten:

— Haben Sie Mitwissenschaft von dem an dem legitimen Nachfolger des Großherzogthums verübten Verbrechen gehabt?

Ja, aber erst nachdem es begangen und dessen Folgen nimmer zu verhindern waren.

— Seit wann wissen Sie davon?

Seit etwa 12 Jahren.

— Warum haben Sie nicht der gesetzmäßigen Behörde Anzeige davon gemacht?

Welcher Behörde hätte ich diese Anzeige machen können?

— Dem Geh. Staatsrathe!

Wie konnte ich das? Der Großherzog führte den Vorsitz — welche Beweismittel hätte ich auch gehabt, wenn ich es wagen wollte, gegen den Mächtigsten im Staate aufzutreten und in welche bedenkliche Lage hätte ich die Großherzogliche Familie und das Land versetzt. Meine wohlerwogene Pflicht hat mir ein Schweigen auferlegt, mein Gewissen sagt mir, daß ich mir nichts vorzuwerfen habe, und ich sehe getrost Ihrem Urtheile entgegen.

Der Präsident äußerte nun seine Freude, daß der auf ihm ruhende schwere Verdacht auf solche Weise gerechtfertigt sei und entließ ihn mit dem Bemerken, daß hierüber ein Beschluß gefaßt werden würde, wie es den Umständen angemessen sei!

Wir müssen hier bemerken, daß es unverkennbar ist, daß Engesser in einer sehr schwierigen Lage war — er mußte im Falle seiner Anzeige für sein eigenes Leben besorgt sein; wir können ihn indessen nicht vollständig freisprechen, denn selbst wenn ihm als Priester Pflichten Schweigen geboten, so durfte er unmöglich diese Pflicht so auslegen, daß dadurch die Fortdauer eines schweren Verbrechens ermöglicht wurde.

Er war 12 Jahre lang Mitwisser der fortdauernden Einkerkerung Hausers und er war dies noch obendrein als Priester — (Derselbe Vorwurf trifft auch seinen Amtsbruder Pfarrer Dietz, welcher übrigens bei dem Tode Ludwigs nicht mehr unter den Lebenden war.)

Komisch nimmt sich der Vorwurf des Präsidenten aus, warum Engesser nicht der gesetzmäßigen Behörde Anzeige gemacht habe.

Der Staatsrath hat ja vor und nach diesem Verhöre, wie Hausers Schicksal nachweist, nichts gethan, um den Prinzen in seine Rechte einzusetzen — er hat dieselbe nicht einmal gewahrt, er hat sich in pleno zum Hehler gemacht.

Auch die Lage Kaspar Hausers wurde nicht verbessert, denn die Geldgeschenke, die Stanhope von da an machte, können kaum in diesem Sinne und gewiß nicht durch den Staatsrath geschehen sein.

Vernehmen wir nun, wie das Verhör weiter verlief.

Hennenhofer wurde eingelassen und trat mit einer ihm damals eigenen Ruhe und Gleichgiltigkeit vor, indem er einen kalten spöttischen Blick auf die Versammlung warf.

— Ist Ihnen von einem Individiuum bekannt, das neuerdings in Nürnberg unter dem Namen — —

Kaspar Hauser aufgetreten ist; freilich kenne ich diesen Menschen und Sie scheinen ihn auch zu kennen. Dieses Individuum ist, um es mit einem Worte zu sagen, Ihr legitimer Souverän, der um seine Krone beraubte Sohn der verwittweten Großherzogin Stephanie. Was wollen Sie weiter wissen?

— Sie sprechen mit solcher Bestimmtheit von einem großen an dieser Person begangenen Verbrechen, daß Ihnen nothwendig das Nähere bekannt sein muß.

Allerdings weiß die näheren Umstände niemand besser als ich.

— Haben Sie demnach an diesem Verbrechen Theil genommen?

Ein Verbrechen nennen Sie es — das ist eine sonderbare Bezeichnung eines gewöhnlichen Staatsstreichs, der schon tausendmal vorgekommen ist. Einen Solchen hat nun unser höchstseliger Großherzog gethan. Daß er dazu Gehilfen brauchte, ist sehr natürlich und es gereicht mir zur Ehre, das Vertrauen meines Fürsten besessen zu haben. Ein Verbrechen ist das nicht, sondern ein wohlberechneter gelungener Staatsstreich. Belieben Sie noch mehr zu wissen?

— Wenn Sie durch Frechheit Ihre schlimme Sache zu verbessern suchen, so möchten Sie sich sehr irren!

Herr Minister, meine Sache ist nicht schlimm, sondern gut. Wenn Sie etwa glauben, daß ich etwas für mich fürchte, so täuschen Sie sich sehr. Wenn der Geh. Staatsrath so wenig in Verlegen-

heit wäre, sich aus diesem bösen Handel zu ziehen, als ich, so würde er sich Glück wünschen.

— Ein Staatskörper, der seine Pflicht vor Augen hat und dem das Recht zur Seite steht, kann niemals im Zweifel sein, was er zu thun hat.

Wenn das ist, so lassen Sie dem Rechte seinen vollen Lauf. Machen Sie der Großherzoglichen Leiche den Prozeß und verscharren Sie dieselbe, statt in der Stadtkirche beizusetzen, unter dem Galgen; erklären Sie den hier gegenwärtigen Erbgroßherzog des Thrones verlustig; schicken Sie eine Deputation nach Nürnberg ab, um den an Leib und Seele verkrüppelten legitimen Nachfolger auf den Thron zu setzen; suspendiren Sie die Erbhuldigung auf Gefahr in fremde Hände zu liefern — dann — dann allein können Sie mir den Prozeß machen.

— Diese Schritte sind alle nicht nöthig, um Sie als Verbrecher zu bestrafen; Sie sind überwiesen und geständig und das genügt, die gesetzliche Strafe in Anwendung zu bringen.

Sie werden doch nicht hoffen, Herr Minister, mich mit leeren Worten zu schrecken. So weit wird man die Sache nicht treiben, Excellenz! ich kenne den Gang der Dinge besser. Blos um mich strafen zu können, wird man das Andenken des verstorbenen Großherzogs, die Würde der Großherzoglichen Familie und die Zukunft des Landes nicht auf's Spiel setzen. Glauben Sie denn, daß ich irgend Jemanden schonen würde, wenn man mich vor Gericht stellte? (Verstummen des Präsidenten, allgemeine Verlegenheit.)

Nach einigem Schweigen trat der Erbgroßherzog auf Hennenhofer zu und sprach in verächtlichem Tone:

Sie sind ein elender Mensch, — Sie haben Recht, um Ihretwillen wird man das Andenken des höchstseligen Großherzogs, der leider schwach und in schlechten Händen war, nicht beschimpfen und noch weniger wird man die Zukunft der Großherzoglichen Familie und des Landes in Gefahr setzen. Alles dessen aber bedarf es nicht, um Sie zur verdienten Strafe zu ziehen. In einem solchen Falle, wo es das Wohl des Landes gilt, wird es der Staatsrath mit meiner Zustimmung wohl auf sich nehmen, von dem gewöhnlichen Gange der Gesetze abzuweichen. Man wird Sie, um Sie zu bändigen, gleich von hier aus abführen, und Sie in ein Gefängniß bringen, wo

Ihnen der Mund für die ganze Zeit Ihres Lebens geschlossen sein wird.*)

Ohne Zögern erwiederte Hennenhofer mit einem Anfluge von Spott und Stolz:

Meinen Sie, gnädigster Fürst — das wird man bleiben lassen. Freilich, die Fürsten sind immer die Verführten, — die Opfer ihrer Umgebung; sie sind blos schwach und alle ihre Sünden werden auf die Schultern ihrer Werkzeuge geladen.

Das macht mich aber nicht irre; ich weiß, daß man selbst lasterhaft sein muß, um Werkzeuge und Genossen seiner Lasterhaftig- zu suchen und zu finden.

Ich will mich nicht besser machen als ich bin, aber wer erntete denn die Früchte jenes Staatsstreichs — ich sollte büßen, damit der Namen, die Familie nicht gebrandmarkt werde! So dumm bin ich nicht. In einen einsamen Kerker will man mich werfen und mir den Mund auf ewig stopfen — man will mich ohne Prozeß einsperren, wie den Kaspar Hauser.

Wer von den Herren reicht die Hand zu einem solchen Verbrechen. Uebrigens wird man sich gewaltig irren; ich bin so klug gewesen, mich auf alle Fälle vorzusehen; es ist sichere Vorsorge getroffen, die ganze ärgerliche Geschichte durch den Druck zu veröffentlichen, sowie mir das geringste Leid widerfahren wird.

Jetzt begraben Sie mich in einen Kerker, wenn es beliebt — weiter habe ich nichts mehr zu sagen. —

Diese Worte machten einen sichtbaren Eindruck auf die Versammlung und in der That war das Verhör damit zu Ende.

Der Präsident zog den Erbgroßherzog und den Generallieutenant von Schäffer bei Seite und Letzterer befahl dann dem Hennenhofer, den Saal zu verlassen und einstweilen nach Hause auf Zimmerarrest zu gehen.

Der Degen, den er beim Eintreten abgeben mußte, wurde ihm wieder überreicht.

Hennenhofer verließ mit spöttisch triumphirendem Blicke den Saal und hatte, ehe er sich nach Hause verfügte, nichts Eiligeres zu

---

*) Wir bemerken, daß die badische Verfassungsurkunde folgenden Wortlaut enthält:

Keiner kann seinem ordentlichen Richter entzogen, keiner verhaftet werden, als gemäß dem Gesetz.

thun, als nach dem Markgräflichen Palais zu gehen und dem Markgrafen Wilhelm über den ganzen Vorfall Bericht zu erstatten.

Jene Sitzung des Staatsraths dauerte die halbe Nacht noch fort und das Resultat war, daß am andern Morgen folgendes Patent angeschlagen wurde:

Wir Leopold von Gottes Gnaden, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen ꝛc. thun anmit öffentlich kund:

Dem Allmächtigen hat es gefallen, den durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Ludwig, Großherzog von Baden, Herzog von Zähringen, Unseres innigst verehrten Herrn Bruders, königliche Hoheit und Gnaden, heute in der Frühe um drei Viertel auf 2 Uhr aus dieser Welt abzurufen und dadurch Uns, Unser großherzogliches Haus und das gesammte Großherzogthum in die tiefste Trauer zu versetzen.

Durch dieses so unvermuthet eingetretene Ereigniß ist die Regierung kraft der Grundgesetze Unseres Hauses und Landes, auf Uns übergegangen, auch haben Wir solche bereits angetreten und Wir verkünden alles dieses Unsern Unterthanen jeden Standes, indem Wir sie zugleich anweisen, Uns, gemäß ihrer schon früher übernommenen Erbhuldigungspflichten, die auch auf Uns lauten, eben so hold, treu und gewärtig, und den bestehenden und künftigen Gesetzen und Verordnungen ebenso gehorsam zu sein, als sie es Unseres Herrn Bruders königlicher Hoheit und Gnaden und seinen gesetzlichen Anordnungen gewesen sind.

Wir verbinden damit die Versicherung Unseres festen Willens, die Verfassung des Landes heilig zu halten, dessen Wohlfahrt auf die möglichste Weise zu befördern, Alle und Jede in ihrem Recht, in ihren Würden und Aemtern kräftig zu schützen, sowie wir insbesondere unsere Diener in dem ihnen anvertrauten Wirkungskreise hiermit ausdrücklich bestätigen.

Gegeben unter Unserer Unterschrift und unter vorgedrucktem Staatssiegel in Unserer Haupt- und Residenz-Stadt Karlsruhe den 30. März 1830.

Leopold
(L S)
vdt. Frhr. von Berstett.
Auf Seiner königlichen Hoheit höchsten Befehl:
Eichrodt.

Der Staatsrath war zum strengsten Stillschweigen ausdrücklich verpflichtet und die Erbhuldigung gieng ruhig von statten.

Verschiedenartige Gerüchte über Kaspar Hauser und namentlich auch das Gerücht, Ludwig sei schon mehrere Tage todt, durchliefen zwar die Residenz, sie verhallten aber und machten andern Tagesneuigkeiten Platz.

Der verwittweten Großherzogin Stephanie suchte man die gefährlichen Andeutungen in Bezug auf die Existenz ihres Sohnes, angeblich um ihrer eigenen Ruhe Willen, als Täuschung darzustellen, mit welchem Geschäfte namentlich Stanhope betraut war. Ihr durfte diese ganze Procedur unter keinerlei Umständen verrathen werden und hierin lag auch wohl einer der Hauptgründe, weßhalb man die Schuldigen mit Schonung behandelte.

Man vermied Alles, was nur Verdacht, Mißtrauen und Aufsehen erregen konnte.

Hennenhofer war selbstverständlich sofort wieder auf freien Fuß gesetzt und blieb in seiner bisherigen Stellung.

Erst am 15. Juni wurde er auf sein Ansuchen mit Uniform und allen Ehren pensionirt.

Auch Engesser blieb in seiner Stellung bis 1832, wo er als Direktor der katholischen Kirchensektion pensionirt, auf seine Pfarrei zurückkehrte und daselbst erst in hohem Alter (1867) als Pfarrer von Mundelfingen und als reicher Mann starb.

Hennenhofer begab sich nach seiner Pensionirung in scheinbar stille Zurückgezogenheit nach Mahlberg — dort wurde indessen das Weitere bezüglich des armen Kaspar Hauser ausgebrütet, in welcher Sache Stanhope nunmehr die Hauptthätigkeit zu entwickeln hatte. Derselbe stand in ununterbrochener Correspondenz mit Hennenhofer, so daß Letzterer von Allem unterrichtet war, was Stanhope nach Karlruhe schrieb und was für Nachrichten er von da erhielt.

Wir haben in der vorhergehenden Abtheilung ein Charakterbild des Grafen Stanhope gegeben, mußten aber sein räthselhaftes Benehmen einer späteren Aufklärung vorbehalten; wir knüpfen hier wieder an und werden nachweisen, welchen Zusammenhang seine Handlungsweise hat.*)

*) Das was wir hier mittheilen, ist aus dem Munde eines Zeitgenossen Hennenhofers, der Gelegenheit hatte, sich die Sache in der Nähe zu betrachten.

Bald nach dem Tode des Großherzogs Ludwig erschien Stanhope wieder in Karlsruhe, verkehrte mit Großherzog Leopold und mit dem Markgrafen Wilhelm, begab sich nach Baden=Baden um da mit Hennenhofer, der von Mahlberg kam, zusammen zu treffen und reiste dann nach Mannheim, wo er mehrere Wochen im Pfälzer Hofe wohnte.

Er war für Mannheim mit einem Creditbriefe ausgerüstet, welcher von Samuel Haber in Karlsruhe ausgestellt war.*)

Alsbald wurde Stanhope auch an dem Hofe der verwittweten Großherzogin Stephanie empfangen und hatte, wie wir bereits angedeutet haben, den Auftrag, ihr darzulegen, daß sie sich in der Kaspar Hauser Sache täusche.

Der Zweck seines Aufenthalts in Mannheim war aber auch hauptsächlich, um aus der Großherzogin herauszuforschen, was sie in der Sache vor habe und denke und in wie weit sie überhaupt Kenntniß von der Angelegenheit habe. Die Großherzogin hegte damals keinerlei Mißtrauen gegen ihn und es mag ihm vielleicht gelungen sein, durch seine Ausforschungen den Nachforschungen derselben Hindernisse und Irrlichter in den Weg zu legen.

Von Mannheim reiste dieser nun „zur Beseitigung der Kaspar Hauser Gefahren" gedungene Agent über Frankfurt nach Nürnberg und erschien daselbst im Mai 1831 und zwar ohne Zweifel mit verändertem Feldzugsplan.

Ein neuer Mordversuch war bei der sorgfältigen Bewachung Hausers fast unmöglich, man mußte deßhalb andere Mittel ersinnen, um den Zweck zu erreichen, Kaspar Hauser unschädlich zu machen. Es mußte dazu die erste Aufgabe sein, sich Hauser zugänglich zu machen, um ihn in die Gewalt zu bekommen.

Wie dies bewerkstelligt wurde, haben wir bereits früher mitgetheilt — die Nachricht, daß ein reicher englischer Lord den armen Findling adoptirt habe, cursirte in ganz Deutschland durch die Blätter.

Wenn es dem Engländer auch nicht gelang, den Hauser sofort in seine Gewalt zu bekommen und entführen zu können, um „eine Reise nach Italien" mit ihm zu machen, so war er doch der Ver=

*) Samuel Haber war Hofbanquier in Karlsruhe und wurde unter Großherzog Ludwig 1829 in Anbetracht „seiner Verdienste" in den erblichen Adelstand erhoben.

wirklichung seiner Pläne näher gerückt. Wir können hier übrigens die Möchlichkeit nicht ausschließen, daß damals die Annäherung an Hauser vielleicht kurze Zeit in besserer Absicht geschah, als sie sich später (durch die Ermordung) verwirklichte.

Wir dürfen nämlich nicht unbeachtet lassen, was Großherzog Leopold in jener denkwürdigen Staatsrathssitzung geäußert hat; um so weniger, als in diesem Sinne ein Brief Stanhope's an Hennenhofer vom Dezember 1830 existirt, in welchem ihm derselbe folgende Aeußerung Leopolds mittheilte:

„Der Prinz solle im Stillen erzogen werden, dann unter einem angenommenen Namen in die Residenz verbracht werden, da würde dann eine Verbindung mit seiner heranwachsenden Tochter Alexandrine den Weg zur Ordnung dieser Angelegenheit bahnen 2c."

Stanhope spricht in jenem Briefe noch folgende Ansicht über Großherzog Leopold aus:

„Er habe noch keinen Fürsten so ächt ritterlich und brav wie diesen Leopold kennen gelernt. Derselbe pikire nicht blos den ächten Geist der Chevalerie zu haben, sondern er besitze ihn wirklich und würde, sobald es die politischen Verhältnisse Europa's gestatteten, der in das Arge versunkenen diplomatischen Welt ein Beispiel edler Ritterlichkeit geben."

Ferner existirt ein Brief Stanhope's an Hennenhofer, welcher darauf hindeutet, daß Beide miteinander einen Auftritt hatten und daß an Hennenhofer das Ansinnen gestellt war, seine Sachen zu veräußern, die Schuld allein auf sich zu nehmen und zu fliehen.

Es sei das Erwähnte zur Ehre des Großherzogs Leopold gesagt und wenn dies sein ernstlicher Wille war und es wider denselben nicht zur Ausführung kam, so ist es ewig zu bedauern, denn die Geschichte hätte ihm unter den edelsten Fürsten einen glänzenden Ehrenplatz gegeben.

Sei dem, wie dem wolle, wir können uns nur an das halten, wie es in Wirklichkeit gekommen ist.

Auf vielen Umwegen (Ungarn 2c.) langte Stanhope wieder in Karlsruhe an, von wo er nach mehrtägigem Aufenthalte sich nach Mannheim verfügte.

Diesmal theilte er der Großherzogin „im Vertrauen" mit, daß

er entdeckt habe, daß Hauser, welcher sich nunmehr in Ansbach befände (1832), von ungarischer Herkunft sei.

Er versprach ihr bei seiner Verabschiedung, den Findling, seinen Adoptivsohn, demnächst nach Mannheim zu bringen und ihr zu präsentiren, welches Versprechen der Großherzogin große Freude verursachte.

Etwas später hatte Stanhope in Frankfurt a. M. eine Zusammenkunft mit Geh. Rath von Blittersdorf, von Mieg und Legationsrath Klüber — von Frankfurt aus schrieb Stanhope an die Großherzogin, daß er nach Chewing abreisen müsse; ob dies indessen in Wirklichkeit der Fall war, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben.

Die Großherzogin erhielt keine Nachricht mehr, bis sie die Ermordung Kaspar Hausers zufällig erfuhr, welches Ereigniß ihr großes Herzeleid verursachte und sie immer mehr zur Ueberzeugung führte, daß ihre Vermuthungen traurige Wahrheit waren.

Am 20. November 1833 passirte Stanhope Mannheim, ohne daselbst einzukehren und am 26. November traf er mit Hennenhofer im Markgräflichen Palais zusammen.*)

Am 27. November in der Frühe hielt auf der Durlacher Allee eine Chaise mit Koffern, in welche alsbald Stanhope und Hennenhofer einstiegen, um eine Reise anzutreten.

Trotz des Einsteigens außerhalb der Stadt, wußte man doch sofort in Karlsruhe, daß Hennenhofer da war, denn die Reisenden mußten auf der damals sehr frequenten Durlacher Straße Schritt fahren, weil dieselbe theilweise wegen der neuen Bepflanzung mit Pappelbäumen versperrt war.

Am 14. December 1833 erhielt Hauser, wie früher beschrieben, die tödtliche Stichwunde im Hofgarten in Ansbach, und um diese Zeit wurde Stanhope (Hennenhofer kannte man nicht) in der Nähe von Ansbach gesehen, während er erst am 23. December nach Hausers Beerdigung nach Ansbach selbst kam.

Was nun die Frage betrifft, wer der Mörder des Kaspar Hauser war, so können wir die Ansicht Daumers, welche denselben in dem Grafen Stanhope vermuthet, nicht für die richtige halten.

---

*) In wie weit und ob Markgraf Wilhelm um die Kaspar Hauser Sache wußte, läßt sich nicht behaupten, man erzählt sich indessen von diesem schlauen Herrn vielerlei Intriguenstücke.

Daß Stanhope Schuld an diesem Blute hat, bezweifeln wir keinen Augenblick, wenn er aber selbst der Mörder gewesen wäre, hätte ihn Hauser erkennen müssen.

Der Mörder muß indessen ein mit Waffen geübter Mann gewesen sein und die öffentliche Meinung, wie auch verschiedene Schriften deuten auf den Major Hennenhofer. Mit seiner Persönlichkeit stimmt die Angabe Hausers, daß der Mörder ein finsterer, gebräunter, blatternarbiger Mann war —; auch mußte sich Hennenhofer noch später in Freiburg bei Katzenmusiken, die ihm gebracht wurden, den Zuruf „Mörder Hausers" gefallen lassen und sich im Jahre 1849 vor der Volkswuth flüchten.

Uns war Hennenhofer erst in seinen älteren Tagen bekannt, als seine Kräfte gebrochen waren und er nur noch als Ruine die Furchen eines viel bewegten Lebens zeigte; viele seiner Zeitgenossen aber sprechen ihm den Muth ab, hielten ihn für zu feig, eine solche That selbst zu begehen; schuldig ist er indessen jedenfalls auch an dem Blute.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß eine neue Persönlichkeit zur Ermordung Hausers in das Geheimniß gezogen wurde, es könnte deßhalb der Verdacht nur noch auf den Unbekannten, den Mann, „bei dem Hauser immer gewesen ist", fallen, der aber aus eigenem Antriebe gewiß keine Mordthat begangen haben würde. Wir glauben daher das Richtige zu treffen, wenn wir den Satz aufstellen:

Stanhope und Hennenhofer sind zum Zwecke der Beseitigung Hausers nach Ansbach abgereist und haben die Ermordung entweder selbst mit dem Dolche, oder mit vorgeschobener Hand des Unbekannten vollzogen. Auf ihnen und auf Jenen, deren Befehl sie vollzogen, ruht das Verbrechen — das unschuldige Blut.

Nach allem bisher Erwähnten erklärt sich nun auch das Benehmen Stanhope's sehr leicht; wir haben seine Rolle kennen gelernt:

Er adoptirte Hauser nach mißlungenem Mordversuch, um sich ihm zugänglich zu machen und um ihn wo möglich in seine Gewalt zu bekommen; er überhäufte ihn mit Liebe und außerordentlichen Freundschaftsbezeugungen, um unbedingtes Zutrauen zu erlangen und Einfluß ausüben zu können.

Durch seinen Einfluß wurde Hauser nach Ansbach versetzt, wo dann die Bewachung aufhörte und die Ermordung vollzogen werden

konnte. Nach dem Tode Hausers war seine Mission erfüllt. „Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan“ — und die plötzlich veränderte Ansicht über den Adoptivsohn hatte ohne Zweifel den doppelten Zweck: nichts mehr bezahlen zu müssen — und durch Ehrabschneiden den Namen des Unglücklichen als einen von ihm (dem Wohlthäter) überwiesenen Schwindler in der Welt schneller vergessen zu machen.

Rufen wir uns nun die verschiedenen Erscheinungen in der Geschichte Kaspar Hausers in's Gedächtniß zurück, —

erinnern wir uns namentlich an das, was Feuerbach in seiner Denkschrift mit bewunderungswürdigem Scharfsinne niedergelegt hat! —

erinnern wir uns ferner dessen, was Major Hennenhofer aufgezeichnet hat! —

erinnern wir uns der Geh. Staatsrathssitzung! und rufen wir schließlich noch die Angelegenheit mit Sailer und die in Zürich gerichtlich deponirten Briefe Hennenhofers und den Umstand, daß alle in der Kaspar Hauser Sache erschienenen Schriften von Karlsruhe aus aufgekauft, nie aber gegen eine der schweren Anschuldigungen gerichtlich Klage erhoben wurde, ins Gedächtniß zurück, so werden wir und mit uns jedes beliebige Geschwornencollegium, nicht nur über die Persönlichkeiten, welche bei dem Verbrechen betheiligt sind, im Klaren sein, sondern auch unbefangen zu dem Urtheile gelangen:

Kaspar Hauser war der um seine Krone betrogene legitime Erbe von Baden, der vertauschte, todtgeglaubte eheliche Sohn des Großherzogs Karl und der Großherzogin Stephanie von Baden!!! —

Der gewandteste Vertheidiger der schlechten Sache, der geriebenste Diplomat wird keinen, die Anschuldigungen entlastenden Ausweg finden können — es bedarf geradezu einer verbissenen Böswilligkeit, um die moralische Ueberzeugung zu verläugnen; aber selbst wenn wir das ganze Resultat unserer Untersuchung über den Haufen werfen würden, wenn wir die bodenlosesten und durch nichts motivirten Gegenbehauptungen aufstellen lassen wollten:

Die mit schärfster Genauigkeit zutreffende Aufstellung Feuerbachs sei ein Fantasiegemälde, der berühmte Criminalist sei ein aufgeregter Fantast gewesen (was er sicherlich nicht war; Feuerbach war vielmehr ein klardenkender praktischer Mann, der als vorsichtig und ängstlich in seinem Urtheile galt);

Hennenhofer sei nicht wahrheitsliebend gewesen (selbst wenn wir dies zugeben, so würde er sicherlich nicht zu seinem Nachtheile lügen);

wenn wir die Staatsrathssitzung und die von Hennenhofer selbst anerkannten Documente beim Züricher Gerichte und alle bisher erwähnten Thatsachen ignoriren wollten;

wenn wir annehmen wollten, auch das bis in die Details überraschend zutreffende Resultat unserer Forschungen sei Täuschung, alle Uebereinstimmungen seien Laune des Zufalls,*) so bleibt uns noch ein Alles vernichtender, jeden Zweifel niederschlagender directer Beweis übrig, den der Sturm von mehr als einem halben Jahrhundert nicht weggeblasen hat; Beweisobjecte, die unter dem Schutze der Gesetze sorglich conservirt wurden und die bei einer etwaigen gerichtlichen Untersuchung (gegen uns) nach den bestehenden Gesetzen auch in Anspruch genommen werden könnten.

Wir meinen die Leichen in der Gruft in Pforzheim.

Nicht umsonst hat Großherzog Ludwig die Gruft in Pforzheim schließen lassen und in Karlsruhe eine Familiengruft gebaut — nicht umsonst liegt er, der Letzte der Aechten, nicht bei seinen Ahnen.

Man öffne die Gruft in Pforzheim! man öffne die Särge der rasch Hinweggestorbenen, man unterwerfe die Leichen (namentlich des am 8. Mai 1817 verstorbenen 2. Prinzen und des am 28. Mai 1817 verstorbenen Markgrafen Friedrich) einer chemischen Untersuchung — es muß sich heute noch constatiren lassen, ob Gift den Tod herbeigeführt hat. Man besichtige und untersuche die Leiche des am 16. October 1812 angeblich verstorbenen Erbprinzen! Hier müssen dann Thatsachen den Gegenstand ein für allemal aufklären.

Es war einem unserer Freunde gegönnt, im Februar 1860 die Gruft in Augenschein zu nehmen, und machte derselbe an den beiden Kindersärgen die Bemerkung, daß der Sarg des älteren Prinzen schwerer ist, als derjenige des Jüngern, obgleich der Erstere im Alter von 18 Wochen starb, während der Letztere das Alter von 1 Jahr und 8

---

*) Die Laune des Zufalls hat schon merkwürdig gehaust unter den badischen Erbprinzen — eine Zeit lang sind sie Alle auf der Jagd verunglückt, darunter auch der Vater des Türkenlouis; im 17. Jahrhundert allein haben sich 4 Prinzen auf der Jagd erschossen — auch das plötzliche Sterben kam öfters vor, — Markgraf Ernst Friedrich von Durlach starb 1604 an Gift.

Tage erreichte. Dieser Umstand erinnert uns an eine Aeußerung Hennenhofers, die auf ein Geheimniß im Sarge des ersten Prinzen deutet.

Wir gelangen zum Schluße unserer Schrift.

Von den Angeschuldigten ist Niemand mehr am Leben, directe und indirecte Nachkommen sind an Verirrungen ihrer Vorfahren nicht schuld, es kann deßhalb dieser Schrift keine feindselige Absicht unterschoben werden. Dieselbe ist geschrieben, um der Geschichte die Wahrheit zu überliefern und die Ehre Kaspar Hausers zu retten.

Für die Familie muß es von Werth sein, daß dem armen Kaspar Hauser endlich das Recht, in der Gruft seiner Ahnen zu ruhen, eingeräumt wird und für die jetzige Dynastie dürfte dies noch von ganz besonderem Werth sein, weil die irdischen Reste Kaspar Hausers dasjenige Object bilden, welches den Uebergang der Krone auf das Haupt des verstorbenen Großherzogs Ludwig, sowie die durch den Congreß von Aachen 1818*) anerkannte Successionsfähigkeit der Hochberg'schen Linie, welche Succession in der That durch die Thronbesteigung des Großherzogs Leopold erfolgte, motivirt.

Entsetzlich wurde an dem armen Kaspar Hauser gehandelt, an dem Prinzen eines erhabenen Fürstenhauses, an dem Enkel des gefürchteten Kaiser Napoleon I., an dem Verwandten der ersten Herrscherhäuser Europa's, und es wäre ein Beispiel edelster Ritterlichkeit, das gegeben würde, wenn es dazu käme, daß ihm, sei es öffentlich oder in der Stille, ein warmes Andenken geweiht würde, wie es einem rechtmäßigen Prinzen von Baden gebührt. Dann wäre eine seit vielen Jahrzehnten fortbrennende Frage erledigt, der heißersehnte Wunsch des schwergeprüften Herzens der höchstseligen Frau Großherzogin Stephanie und zugleich ihr letzter Wille erfüllt.

*) Familienstatut vom 4. October 1817 — Staatsvertrag vom 10. Juli 1819.

